Hubertus Büschel

In Afrika helfen

Akteure westdeutscher »Entwicklungshilfe« und ostdeutscher »Solidarität« 1955–1975

»Weißer Buschmannkönig exiliert« lautete die Schlagzeile der Johannesburger *Sunday Times* vom 21. September 1975.[1] Die Rede war von Hans-Joachim Heinz, einem deutschen Parasitologen, der mehr als 15 Jahre lang für seine ganz eigene Entwicklungshilfe bei den !Ko, einer Buschmanngesellschaft in der Zentralkalahari, Botswana, stand. Heinz hatte bei den Buschleuten ihre feste Ansiedlung durchgesetzt, sie zur Fertigung und zum Verkauf von Pfeilen und Bögen für Touristen aufgefordert und Namkwa, die Tochter eines Häuptlings, geheiratet. Sie schenkte ihm Gustl, seinen Sohn.[2]

1975 wurde Heinz durch die botswanische Regierung aus Brere, der von ihm gegründeten Siedlung der !Ko, verwiesen. Liz Wiley, eine durch die Regierung Botswanas eingesetzte Entwicklungshelferin aus Neuseeland, hatte die sofortige Entfernung des »deutschen Buschmannkönigs« angeraten. Er hätte – trotz aller guten Absichten – die Eigenart der Buschleute und ihre Vorstellung von kollektivem Eigentum ignoriert, einen autoritären Führungsstil gepflegt und oft einen regelrecht kolonialen Chauvinismus und Sexismus an den Tag gelegt. Selbstherrlich und uneinsichtig hätte er die Vernichtung der indigenen Kultur vorangetrieben. Er allein sei verantwortlich an der »Tragödie der Buschmänner«, dem »Verlust« ihrer traditionellen Kultur, ihrer Orientierungslosigkeit und ihrem Alkoholismus.[3] Heinz selbst räumte bald ein, dass er an dieser »Tragödie der Buschmänner« nicht »unbeteiligt« gewesen sei; so ist in seinen veröffentlichten autobiografischen Schriften nachzulesen.[4]

Andere teilten diese kritischen Einschätzungen keineswegs. Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Verhaltensforscher, Anthropologe und Direktor des Max-Planck-Instituts für Verhaltensphysiologie, dem Heinz Kontakte zu den Buschleuten verschafft hatte, bedauerte ausdrücklich, dass die Regierung Botswanas sich auf das Gutachten einer »kommunistischen Ideologin« wie Liz Wiley verlassen habe. Nach dem Ende von Heinz' »Entwicklungsprojekt« seien die !Ko in ihre Jäger- und Sammler-Existenz »zurückgefallen«. Sie lebten »aber nicht mehr mit der Unbekümmertheit und Zufriedenheit von einst«, sondern seien »ziellos« und »deprimiert«, denn die »wenigen Jahre Entwicklung« hätten »sie ihrem alten Leben entfremdet«. Unbedingt hätte es – so Eibl-Eibesfeldt – noch einige Jahre »jener freundlich autoritären Führung« von Heinz bedurft, um die !Ko auf einen nachhaltigen Pfad günstiger Entwicklung zu bringen. Denn anders als die Kommunistin Wiley, die ihre Vorstellungen von kollektivem Eigentum verwirklicht hätte sehen wollen, hätte Heinz um die »ausgeprägte Individualität der Buschleute« gewusst und erkannt, dass bei ihnen nur »über den Anreiz individuellen Besitzens Erfolge zu erzielen waren«.[5]

---

1 Johannesburg Sunday Times, 21.9.1975, S. 1.

2 Vgl. *Peter Baumann/Helmut Uhlig,* Rettet die Naturvölker. Kein Platz für »wilde« Menschen, Berlin 1979, S. 44–57; *Hans-Joachim Heinz/Marshall Lee,* Namkwa. Ein Leben unter Buschmännern, München 1984 [1978].

3 Vgl. *Deborah Sporton/David S. G. Thomas/Jean Morrison,* Outcomes of Social and Environmental Change in the Kalahari of Botswana: The Role of Migration, in: Journal of Southern African Studies 25, 1999, S. 441–459.

4 *Heinz/Lee*, S. 303.

5 *Irinäus Eibl-Eibesfeldt,* Vorwort, in: *Heinz/Lee,* S. 7–10, insb. S. 9 f.

Diese Fallgeschichte um die !Ko von Brere und Heinz ist geradezu exemplarisch für die Auseinandersetzungen zwischen kapitalistischen »Entwicklungs-« und kommunistisch/sozialistischen »Solidaritäts-«Konzepten[6], die oftmals in Afrika südlich der Sahara, in »Schwarzafrika« – so der der Terminus der Zeit[7] – kulminierten und wie bei Heinz nicht unbedingt mit staatlicher Blockbildung einhergehen mussten.

Dieser Aufsatz wird Deutsche in der bundesdeutschen Entwicklungshilfe und der Solidarität der DDR in Afrika südlich der Sahara im Zeitraum 1955–1975 in den Vordergrund stellen.[8] Der Schwerpunkt wird auf Aktivitäten in Tansania/Sansibar, Togo und Kamerun liegen.

Der Aufbau des Textes ist der Perspektive auf die Akteure geschuldet, indem er – nach einem einleitenden Abschnitt über Forschungskontexte – sich zunächst den tatsächlichen Akteuren zuwendet, nach ihrem Wissen, ihrer Inszenierung von Hilfe und ihren Reflexionen über ihr Tun fragt und bei letzterem auch die Perspektive der afrikanischen ›Gegenseite‹ in den Blick nimmt.

In einem ersten Schritt wird daher der sozialgeschichtliche Hintergrund von Akteuren westdeutscher Entwicklungshilfe und ostdeutscher Solidarität erkundet: Welche Praktiker gab es, welche Aufgaben hatten sie und welche Institutionen entsandten aus der Bundesrepublik und der DDR nach »Übersee«? Was kann man über die Motive dieser Praktiker sagen und welche Erwartungen wurden von den entsendenden Institutionen an sie herangetragen? Zudem stellt sich die Frage, mit wem die Helfer in Afrika eigentlich zusammengearbeitet haben. In einem zweiten Schritt wird im Sinne einer Kulturgeschichte des Wissens ausgeleuchtet, mit welchen Wissensbeständen Praktiker ausgestattet werden sollten und auch wurden: Welche Vorannahmen (etwa von Zivilisation und »Primitivität«) und Machtasymmetrien (etwa von Überlegenheit und Unterlegenheit) waren in diese Wissensstrukturen eingeschrieben? Diese Frage leitet über zu einer Perspektive auf mediale Inszenierungen von Entwicklungshilfe und Solidarität. Hier wird die Projektarbeit gewissermaßen von außen besichtigt: Welche Vorstellungen von den Rollen von Entwicklungshelfern und Hilfe wurden vermittelt? Dabei wird auch den Fragen nachgegangen, inwiefern, wie und warum sich Akteure selbst der Inszenierung ihrer Hilfe bedienten. Solche Inszenierungen sollten allerdings – so wird argumentiert – nicht vermitteln, dass die Akteure Leitlinien und Konzepte im Sinne ihrer Institutionen ohne Weiteres in die Praxis umgesetzt hätten. Ganz im Gegenteil standen hier zahlreiche Konflikte und Auseinandersetzungen im Hintergrund. Hier wird der Erkenntnisgewinn einer Perspektive, die Akteure als handelnde Individuen in den Blick nimmt, besonders deutlich.[9] Insbesondere wird die Vielschichtigkeit der Erfahrungen, Zweifel und Reflexionen von Praktikern anhand einiger ausgewählter Ego-Dokumente herausgearbeitet.[10] Abschließend wird

---

6 Diese beiden Konzepte werden im Folgenden aus Gründen der Lesbarkeit ohne Anführungszeichen geschrieben.

7 *Kodjo Attikpoe,* Folgenschwere Konstrukte. Beobachtungen zu Afrika-Bildern in weißen Köpfen, in: *Katja Böhler/Jürgen Hoeren* (Hrsg.), Afrika. Mythos und Zukunft, Bonn 2003, S. 18–28.

8 Er stellt erste Ergebnisse des durch die DFG geförderten Habilitationsprojekts des Autors mit dem Titel »Westdeutsche ›Entwicklungshilfe‹ und ostdeutsche ›Solidarität‹ in Afrika südlich der Sahara 1955–1975. Akteure zwischen Kolonialschuld und Machtstreben« vor. Der DFG sei an dieser Stelle ausdrücklich gedankt, ebenso wie den Teilnehmer(inne)n der Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn zu Kolonialismus im Februar 2007 für ihre Anregungen. Weiter sei Daniel Speich für zahlreiche Hinweise und Christian Mentel für seine Unterstützung im Forschungsprojekt und für die Korrekturarbeit an diesem Aufsatz gedankt.

9 Vgl. beispielsweise: *Akira Iriye,* Culture, in: Journal of American History (JAH) 77, 1990, S. 99–107, hier: S. 100.

10 Hier und im Folgenden wird der Begriff »Erfahrung« für Diskurse und Praktiken gleichermaßen verwendet. Vgl. hierzu: *Kathleen Canning,* Problematische Dichotomien. Erfahrung zwischen Narrativität und Materialität, in: Historische Anthropologie 10, 2002, S. 163–182.

dieser Aufsatz um das Spektrum afrikanischer Perspektiven auf Praktiker westdeutscher Entwicklungshilfe und ostdeutscher Solidarität ergänzt. Allerdings muss dieser Aspekt der Verflechtung deutscher Hilfe mit afrikanischen Projekten aufgrund der hiesigen Schwerpunktsetzung fragmentarisch bleiben.

Am Beginn dieser Exkursion in die Arbeits- und Gedankenwelt der deutschen Praktiker ist jedoch zu debattieren, an welche Untersuchungen ein solcher Aufsatz anknüpfen kann: Was kann eine kulturhistorische Perspektive, die Akteure, ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen ins Zentrum der Betrachtung rückt, Anderes bzw. gar Weiterführendes als vorliegende Forschungen zeigen?

I. Entwicklungshilfe und Ideologie?

Bislang wurde das amerikanische oder europäische Engagement in Afrika entweder als Konkurrenz der Blöcke im Kalten Krieg – als entwicklungspolitischer Wettlauf[11] – oder als wirtschaftlich und machtpolitisch motivierte Dominanz über die Empfängerländer interpretiert.[12] Tatsächlich verfolgten die westlichen Staaten gerade in Afrika die »Eindämmung der roten Gefahr«.[13] Die besonders armen Länder südlich der Sahara, so betonten auch Autoren aus der Bundesrepublik immer wieder, könnten nur allzu leicht eine »willfährige Beute der Kommunisten« werden.[14] Nicht von ungefähr gab der nordamerikanische Ökonom und Politologe Walt Rostow sein Gründungsdokument westlicher Entwicklungsökonomie 1960 mit dem Untertitel »A Non-Communist Manifesto« heraus.[15] Hier verschmolzen ganz deutlich die Überzeugung von einer linearen Entwicklung nach westeuropäischem und nordamerikanischem Vorbild mit der Metaphorik des Kalten Krieges.

Die Bundesrepublik übte Druck auf Staaten südlich der Sahara wie Tansania aus, um auf der Grundlage der Hallstein-Doktrin mit der Einstellung jeglicher Entwicklungshilfe zu drohen und die diplomatische Anerkennung der DDR zu verhindern.[16] All dies haben

---

11 Vgl. *Walter Leimgruber,* Kalter Krieg um Afrika. Die amerikanische Außenpolitik unter Präsident Kennedy 1961–1963, Stuttgart 1990; *Thomas Borstelmann,* The Cold War and the Color Line. Policy in the Era of Globalization, Cambridge/Mass. 2002; *Stefan Brüne,* Die französische Afrikapolitik. Hegemonialinteressen und Entwicklungsanspruch, Baden-Baden 1993; *Herward Sieberg,* Colonial Development: Die Grundlegung moderner Entwicklungspolitik durch Großbritannien 1919–1949, Stuttgart 1985; *Michael McWilliam,* The Development Business: A History of the Commonwealth Development Corporation, Basingstoke 2001; *Odd Arne Westad,* The Global Cold War: Third World Interventions and the Making of Our Times, Cambridge/Mass. 2006; *Friedhelm Raden,* Christliche Hilfswerke im Kalten Krieg, Herbolzheim 2000. Vgl. zu Asien: *Marc Frey,* Indoktrination, Entwicklungshilfe und ›State Building‹. Die USA in Südostasien 1945–1960, in: *Boris Barth/Jürgen Osterhammel* (Hrsg.), Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert, Konstanz 2005, S. 335–362; *Marc Frey,* Die Vereinigten Staaten und die Dritte Welt während des Kalten Krieges, in: *Bernd Greiner/Christian Th. Müller/Dierk Walter* (Hrsg.), Heiße Kriege im Kalten Krieg. Studien zum Kalten Krieg, Hamburg 2006, S. 27–56.

12 Vgl. *Arturo Escobar,* Power and Visibility: The Invention and Management of Development in the Third Word, Ann Arbour 1986; *James Ferguson,* The Anti-Politics Machine. »Development«, Depoliticization, and Bureaucratic Power, Cambridge/Mass. 1990.

13 Vgl. *Karl Breyer,* Moskaus Faust in Afrika, Stuttgart 1979, S. 266 f.

14 Vgl. *Gerhard Fritz,* Entwicklungspolitik als Aufgabe. Grundsätze, Maßnahmen, Vorschläge, Bonn 1962.

15 *Walt W. Rostow,* The Stages of Economic Groth. A Non-Communist Manifesto, Cambridge 1960.

16 Vgl. *Rüdiger Marco Booz,* »Hallsteinzeit«. Deutsche Außenpolitik 1955–1972, Bonn 1995; *Werner Kilian,* Die Hallstein-Doktrin. Der diplomatische Krieg zwischen BRD und DDR

Historiker[17] seit den 1980er-Jahren immer wieder herausgestellt.[18] Auch gilt weitgehend als erforscht, dass die DDR und ihre Verbündeten den »Neokolonialismus« des Westens anprangerten und als einzig richtigen Entwicklungsweg den Sozialismus propagierten.[19] Zahlreiche empirisch gesättigte Arbeiten haben nachgewiesen, wie intensiv die SED-Führung versuchte, ihre durch das entwicklungspolitische Handeln der Bundesrepublik drohende außenpolitische Isolation durch Solidaritätspolitik in Afrika zu durchbrechen.[20] Afrika sollte sozialistisch werden, frei von den »neokolonialen Bestrebungen der kapitalistisch-imperialistischen Staaten«[21] und unabhängig von deren »Druckmittel Entwicklungshilfe«.[22]

Wenn man die Forschungen, die dies herausgestellt haben, zusammenfasst, dann kann man von einer regelrechten »Meistererzählung« sprechen, die das Ringen um außenpolitische Machtpositionen und die (bisweilen nur vermeintliche) Verlagerung des Kalten Krieges aus seinen Zentren (Europa, USA, Sowjetunion) heraus an die Peripherien (Asien, Afrika, Lateinamerika) betont. Besonders die Konkurrenz beider deutscher Staaten beim entwicklungspolitischen Engagement in Afrika wurde hier immer wieder hervorgehoben.[23]

Hieran anschließend kam es gerade in den letzten Jahren zu einem ansteigenden Forschungsinteresse an den Institutionen der Entwicklungs- und Solidaritätspolitik, die letztendlich als die Laboratorien, Katalysatoren oder Helfershelfer der Ideologie, Prämissen und Leitlinien der Entwicklungspolitik(en) angesehen wurden.[24] Der Befund, dass letzt-

---

1955–1973. Aus den Akten der beiden deutschen Außenministerien, Berlin 2001; *William Gray,* Germany's Cold War. The Global Campaign to Isolate East Germany 1949–1969, Chapel Hill 2003.

17 Hier und im Folgenden steht aus Gründen der Lesbarkeit die männliche Form auch für die weibliche Form.

18 Vgl. *Uwe Andersen,* Deutschlands Entwicklungspolitik im internationalen Vergleich, in: IzpB 286, 2005, S. 54–65, hier: S. 54; *Alexandre Kum'a N'dumbe III.,* Was will Bonn in Afrika? Zur Afrikapolitik der Bundesrepublik Deutschland, Pfaffenweiler 1992; *Ulf Engel,* Die Afrikapolitik der Bundesrepublik Deutschland 1949–1999. Rollen und Identitäten, Münster 2000.

19 *Winrich Kühne,* Die Politik der Sowjetunion in Afrika. Bedingungen und Dynamik ihres ideologischen, ökonomischen und militärischen Engagements, Baden-Baden 1983; *Christopher Andrew/Vasili Mitrokhin,* The World Was Going Our Way. The KGB and the Battle for the Third World, New York 2005.

20 Vgl. *Engel,* S. 39–56; *Sara Lorenzini,* Due Germanie in Africa, Florenz 2003.

21 Beschluss des ZK der SED zu den Entwicklungen der Beziehungen der DDR zu den afrikanischen Staaten im Jahr 1961, 23.2.1962, SAPMO-BArch, DY 30/IV 2/20/53.

22 So beispielsweise: *Heinz Tillmann/Werner Kowalski* (Hrsg.), Westdeutscher Neokolonialismus, Berlin (Ost) 1963; *Solidaritätskomitee* (Hrsg.), Der Neokolonialismus der westdeutschen Bundesrepublik, Berlin (Ost) 1965.

23 *Hans Siegfried Lamm/Siegfried Kupper,* DDR und Dritte Welt, München, Wien 1976; *Kum'a N'dumbe III.; Gray; Andersen; Lorenzini; Brigitte H. Schulz,* Development Policy in the Cold War Era. The Two Germanies and Sub-Sahara Africa, 1969–1985, Münster 1995; *Ulf Engel/Hans-Georg Schleicher,* Die beiden deutschen Staaten in Afrika: Zwischen Konkurrenz und Koexistenz 1949–1990, Hamburg 1998; *Engel; Christian Jetzlsberger,* Die Emanzipation der Entwicklungspolitik von der Hallsteindoktrin, in: HJb 121, 2001, S. 320–366; *Heide-Irene Schmidt,* Pushed to the Front: The Foreign Assistance Policy of the Federal Republic of Germany, 1958–1971, in: Contemporary European History 12, 2003, S. 473–507; *Ulrich van Heyden/Ilona Schleicher/Hans-Georg Schleicher* (Hrsg.), Die DDR und Afrika: Zwischen Klassenkampf und neuem Denken, Hamburg 1993; *Ulrich van Heyden/Ilona Schleicher/Hans-Georg Schleicher* (Hrsg.), Engagiert für Afrika. Die DDR und Afrika, Bd. 2, Hamburg 1994.

24 *Schmidt; Bastian Hein,* Die Westdeutschen und die Dritte Welt. Entwicklungspolitik und Entwicklungsdienste zwischen Reform und Revolte 1959–1974, München 2006; *Daniel Maul,* Menschenrechte, Sozialpolitik und Dekolonisation: Die internationale Arbeitsorganisation (IAO) 1940–1970, Essen 2007.

endlich jegliche Entwicklungshilfe und Solidarität der 1960er- und 1970er-Jahre von ideologischen und machtpolitischen Belangen geleitet gewesen sei, dient auch als Begründung des gerade für Afrika kaum noch bestrittenen Scheiterns. Die hier aufgebotenen Datenmengen – Zahlen über versickernde Geldströme und trotz aller Hilfskampagnen unaufhörlich ansteigende Sterbefälle an Hunger und Seuchen – sprechen für sich.[25] Selbst über die Hintergründe dieses Scheiterns herrscht unter Historikern mittlerweile weitgehend Konsens. Man erkennt leicht in kapitalistischen wie sozialistischen Ansätzen über alle ideologischen Unterschiede hinweg den gleichermaßen unerbittlichen wie fatalen Glauben an die Vorteile der Industrialisierung in der »Dritten Welt«[26], die Überzeugung von eigenen zivilisatorischen Fähigkeiten und die Geringschätzung des indigenen Wissens.[27] Entwicklungsinitiativen nach dem Zweiten Weltkrieg – darüber herrscht Einigkeit – waren die »Kinder des Spätkolonialismus und der Krise der großen Kolonialreiche Englands und Frankreichs in den 1930er Jahren«.[28] Tatsächlich findet sich immer wieder der »koloniale Blick« innerhalb von Diskursen zur Entwicklungspolitik.[29]

So liegen zahlreiche Aussagen über den eigenen Fortschritt und die Unterlegenheit der Afrikaner vor. Das folgende Zitat aus dem Jahresbericht der (West-)Deutschen Stiftung für Entwicklungsländer aus dem Jahr 1965 ist nur ein Beispiel:

> »[Die] Bemühungen [der Entwicklungshilfe] haben Erfolg, wenn es gelingt, die große Masse der Bevölkerung in den Entwicklungsländern für den Wandel, den die moderne Technik mit sich bringt, aufzuschließen. Ihre geistige Bereitschaft mitzudenken erst befähigt sie, neue Techniken und Organisationsformen aus der vorgegebenen kulturellen Situation heraus anzunehmen und umzuformen und neue ihnen gemäße Verhaltensweisen und Denkformen zu entwickeln«.[30]

Dieses Konzept der Hilfe firmierte – wie schon unter (spät-)kolonialen Entwicklungsbemühungen – unter dem Schlagwort »Hilfe zur Selbsthilfe«.[31] Ähnliches war aus der DDR ein Jahr zuvor zu hören gewesen. Die Menschen in Afrika müssten sich ihrer »erbärmlichen und lebensunwürdigen Lage« bewusst werden; sie sollten erkennen, dass sie »wie die Tiere leben«. Erst dann könnten sie im Kampf gegen die »Unwissenheit« entschlossen ihr Leben ändern.[32]

Aus diesen beiden Zitaten spricht eine für den Zeitraum 1955–1975 in europäischen Staaten und den USA über alle Blockbildung hinweg immer wieder gepflegte geradezu »irrationale Faszination« von Technik und Fortschritt. Diese Faszination war wiederum

---

25 Vgl. *Bartholomäus Grill,* Schneepflüge für Guinea. Warum die Entwicklungshilfe gescheitert ist und was wir daraus lernen können, in: IP 62, 12, 2007, S. 8–15.

26 Die Problematik dieses Begriffs ist bekannt. Aus Gründen der Lesbarkeit wird jedoch im Folgenden auf die Kennzeichnung mit Anführungszeichen verzichtet.

27 Vgl. *Frederick Cooper/Randall Packard* (Hrsg.), International Development and the Social Sciences. Essays and the Politics of Knowledge, Berkeley 1997; *Gilbert Rist,* The History of Development. From Western Origins to Global Faith, London 1997; *Andreas Eckert/Albert Wirz,* Wir nicht, die Anderen auch. Deutschland und der Kolonialismus, in: *Sebastian Conrad/Shalini Randeria* (Hrsg.), Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt/Main 2002, S. 372–392, hier: S. 377.

28 Eckert/Wirz, S. 377.

29 Vgl. *Ute Zurmühl,* Der »Koloniale Blick« im entwicklungspolitischen Diskurs. Welt-Bilder und Bilder-Welten in der Entwicklungszusammenarbeit, Saarbrücken 1995; *Reinhart Kößler,* Entwicklung, Münster 1998; *Aram Ziai,* Zwischen Global Governance und Post-Development. Entwicklungspolitik in diskursanalytischer Perspektive, Münster 2006, insb. S. 33–41.

30 *Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer,* Jahresbericht 1965, Berlin 1966, S. 7.

31 Vgl. zu diesem Aspekt kolonialer Entwicklungsbemühungen Großbritanniens in Tansania: *Andreas Eckert,* Herrschen und Verwalten. Afrikanische Bürokraten, staatliche Ordnung und Politik in Tanzania 1920–1970, München 2007, S. 145–151.

32 Bericht über den Aufenthalt in der Volksrepublik Sansibar, Tanzania, vom 12.1. bis 26.1.1965, 9.2.1965, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 957.

von der Vorstellung getragen, dass die ganze Dritte Welt nicht nur »modernisiert« werden *müsste*, sondern auch *könnte*. Mit vereinten Kräften würde es den Industriestaaten gelingen, dass sich nach und nach »traditionelle« in »moderne« Gesellschaften »entwickeln« könnten.[33] Die Dependenztheorie der 1960er-Jahre, die immer wieder die strukturelle Abhängigkeit der Dritten Welt von Europa und den USA festgestellt hatte, sah in der »Entwicklung wirtschaftlicher Unabhängigkeit« der »unterentwickelten Staaten« die einzige Möglichkeit, die Lebensbedingungen der dort lebenden »armen Menschen« zu heben.[34] Der Ostblock kannte hierbei seine eigene Theorie für die Entwicklung Afrikas: Sie hieß Unabhängigkeit vom (Neo-)Kolonialismus durch Sozialismus.

In den west- und ostdeutschen Theorien wurde allerdings gleichermaßen betont, dass Projekte der Industrialisierung, von Verwaltungsreformen oder vom Siedlungsaufbau schnell und zielgerichtet vor sich gehen sollten. Hierbei seien keine diffusen und disparaten Schritte aneinander zu reihen. Vielmehr müsste eine Struktur erkennbar bleiben, die für eine klare, eindeutige Richtung stehe. Entwicklungen sollten nicht mehr rückgängig gemacht werden; jeder Rückschritt galt als Rückschlag.

Dies gelte besonders für Afrika südlich der Sahara: Denn Afrika stand für die ärmsten und rückständigsten Regionen der Welt. Die Entwicklung dieser Regionen – so war immer wieder zu lesen – sei »Europas Gemeinschaftsaufgabe Nr. 1«.[35] In Afrika fanden sich dementsprechend die umfassendsten Entwicklungsvorhaben: Hier sollten Subsistenzwirtschaften durch Industrien abgelöst werden, ein Wandel von Groß- zu Kernfamilien stattfinden, von religiösen zu säkularen Ideologien, von der Politik des Subjekts zur Politik des Teilhabers, von immer wieder neu verhandelten zu vertraglichen Beziehungen.[36]

James Ferguson hat in diesem Zusammenhang das treffende Bild der »Entwicklungsmaschine« aufgebracht, die auf strikte Ziele programmiert die Länder der Dritten Welt durchpflüge.[37] In jener geradezu mechanistischen Starrheit der Konzepte von Entwicklungs- und Modernisierungstheorien der »Ersten Welt« sah Arturo Escobar gar die Quintessenz aller Entwicklungspolitik: die jeglichem Entwicklungsprojekt immanente Asymmetrie von Macht und Verfügungsgewalten, die Unterdrückung schlechthin.[38] Ähnlich wies James C. Scott auf den rigorosen Durchsetzungsanspruch von Entwicklungskonzepten hin.[39]

---

33 Vgl. *Dean Tipps,* Modernization Theory and the Comparative Study of Societies. A Critical Perspective, in: Comparative Studies in Society and History 15, 1973, S. 199–226; *Alvin Y. So,* Social Change and Development. Modernization, Dependency, and World Systems Theories, London 1990, S. 17–90; *Michael Latham,* Modernization as Ideology. American Social Science and »Nation Building« in the Kennedy Era, Chapel Hill 2000, insb. S. 21–68; *Wolfgang Knöbl,* Spielräume der Modernisierung. Das Ende der Eindeutigkeit, Weilerswist 1991, insb. S. 25–220; *Nils Gilman,* Mandarins of the Future. Modernization Theory in Cold War America, Baltimore etc. 2003; *David C. Engerman/Nils Gilman/Mark H. Haefele* u. a. (Hrsg.), Staging Growth: Modernization, Development, and the Global Cold War, Amherst 2003.

34 Vgl. als Überblick *Robin W. Winks*, On Decolonization and Informal Empire, in: AHR 81, 1976, S. 540–556.

35 *Anton Zischka,* Afrika. Europas Gemeinschaftsaufgabe Nr. 1, Oldenburg 1951.

36 *Frederick Cooper,* Was nützt der Begriff Globalisierung? Aus der Perspektive eines Afrika-Historikers, in: *Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Freitag* (Hrsg.), Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen. Frankfurt/Main etc. 2007, S. 131–161, hier: S. 139 f.

37 *Ferguson*.

38 *Escobar*.

39 *James C. Scott,* Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed, New Haven etc. 1998, insb. S. 103–146, 223–261. Vgl. zu diesem Trend: *Michael Cowen/Robert Shenton,* The Invention of Development, in: *Jonathan Crush* (Hrsg.), Power of Development, London 1995, S. 27–43; *Michael Cowen/Robert Shenton* (Hrsg.), Doctrines of Development, London 1996.

Kurzum, es besteht weitgehend Konsens in der Forschung, dass Theoretikern über alle Blockbildung hinweg als Ziel die geradezu missionarische, vermeintlich unabdingbare Industrialisierung, Kultivierung und »Zivilisation« Afrikas galt, die alles verachtete und vernichtete, was nicht in die Entwicklungskonzepte passte.[40] Auf die Afrikaner, auf ihre Ziele, Anliegen und Wissensbestände hätte man letztendlich kaum gehört.[41] Es war letztlich nur folgerichtig, dass diese Analysen von sowie Kritik an den Diskursen und Strukturen von Modernisierungs- und Entwicklungsutopien keine Akteure kannten, richteten sie sich doch auf starre Konzepte, Strategien und Entwürfe, die als »Entwicklungsmaschine« imaginiert wurden.[42]

Wie plausibel und weiterführend solche Befunde und die mit ihnen verbundenen Studien auch sind, sie sind dadurch gekennzeichnet, dass Wissensbestände, Ideologien, Absichtserklärungen und institutionelle Apparaturen ins Zentrum der Betrachtung gerückt werden. Entwicklung erscheint gewissermaßen als eurozentrisches *perpetuum mobile*, das aus sich selbst heraus fortschreitet.

Gegen diese Vorstellung ist allerdings einzuwenden, dass hier eine geradezu paradoxe Auffassung der Verschmelzung von Praktiken und Theorien gepflegt wird.[43] Paradox erscheint diese Auffassung vor allem deshalb, da sie gerade die Ansätze jener Theorien und Konzepte reproduziert, gegen die sich ihre Vertreter zu wenden vorgaben: die der Modernisierungs- wie Entwicklungstheorie immanenten Auffassungen von Ausschließlichkeit, Durchsetzungsvermögen und der statischen Gegenüberstellung von Entwickelnden und den zu Entwickelnden. Auch wird mehr oder minder explizit davon ausgegangen, dass Denkmuster, Diskurse, Leitlinien und Prämissen weitgehend deckungsgleich in den Praktiken vor Ort umgesetzt wurden. Es wird etwa nicht gefragt, in wie weit Ideologien überhaupt in der Praxis vor Ort eine Rolle spielten, wie weit die Akteure den Prämissen ihrer Institutionen folgten und welche ganz individuellen Wahrnehmungen, Erfahrungen, Utopien oder Zweifel sie äußerten. Stuart Hall hat die Ausklammerung solcher Fragen letztendlich essentialistisch genannt, nicht offen für Vielschichtigkeiten, Ambivalenzen und die schlichte Tatsache, dass auch »Unterdrückte unterdrücken können«.[44]

So sind sowohl die Akteure deutscher Entwicklungshilfe und Solidarität bislang nicht systematisch untersucht worden.[45] Ebenso verhält es sich zu den Nuancen und Widersprüchen ihrer Praktiken oder den Einsichten und Zweifeln, die sie äußerten. Dieser Aufsatz soll einen ersten Schritt dahin gehen, diese Forschungslücken zu füllen. Er geht von der These aus, dass die Praktiken der Akteure vor Ort, in der unmittelbaren Situation des Projekts, besonders aufschlussreich für die Vielschichtigkeit von Macht- und Ermächtigungskonstellationen von Entwicklungspraktiken in Afrika sind.

---

40 Vgl. *Barth/Osterhammel*.

41 Vgl. als zeitgenössische Quelle den Präsident der deutschen Afrika-Gesellschaft: *Eugen Gerstenmaier,* Das neue Afrika, in: Afrika – heute. Jahrbuch der deutschen Afrikagesellschaft. Bonn 1960, S. 216 f. Vgl. zur Verknüpfung von Modernisierungseuphorien und Zivilisierungsmissionen *Jürgen Osterhammel,* ›The Great Work of Uplifting Mankind‹. Zivilisierungsmission und Moderne, in: *Barth/Osterhammel,* S. 263–425; *George Steinmetz,* Decolonizing German Theory: An Introduction, in: Postcolonial Studies 9, 2006, S. 3–13.

42 *Ferguson*.

43 Vgl. zur Kritik der Forschungsannahme, dass Akteure in Diskursen aufgehen würden: *Elizabeth Harrison,* The Monolithic Development Machine?, in: *Philipp Quarles van Ufford/Anta Kumar Giri* (Hrsg.), A Moral Critique of Development. In Search of Global Responsibilities, London 2003, S. 101–117; *Des Gasper,* Essentialism In and About Development Discourse, in: European Journal of Development Research 11, 1999, H. 2, S. 148–176.

44 *Stuart Hall,* Kulturelle Identität und Rassismus, in: *Christoph Burgmer* (Hrsg.), Rassismus in der Diskussion, Berlin 1998, S. 146–171, hier: S. 166.

45 Wenn hierzu überhaupt Studien vorliegen, dann handelt es sich um eher dem Genre der Quellen zuzurechnende Erfahrungsberichte. Vgl. *Achim Reichardt,* Nie vergessen – Solidarität üben! Die Solidaritätsbewegungen in der DDR, Berlin 2006.

Bereits eine kursorische Durchsicht der Quellen vermittelt, dass gerade die – mit Akira Iriye und Charles S. Maier gesprochen – (scheinbar) »kleinen Leute großer Entwicklungspolitik«[46] eigenverantwortlich und gestalterisch handelten, Einfluss auf Leitlinien nahmen, Konflikte mit Vorgesetzten eingingen und bisweilen eine »eigensinnige Distanz« zu Anordnungen hegten. Dies ist umso bemerkenswerter, als die jeweiligen Akteure vor ganz unterschiedlichem Hintergrund agierten – in Entwicklungsdiensten wie dem »Deutschen Entwicklungsdienst« (DED), im Rahmen kirchlicher Organisationen mit moralisch-humanitärem Anspruch, der ostdeutschen Solidarität oder in der technischen Zusammenarbeit, wo nicht zuletzt auch Gewinnmaximierung eine wichtige Rolle spielte.

In diesem Aufsatz wird es weniger darum gehen, unmittelbar nach Motiven und Ursachen zu fragen. Vielmehr sollen die Erfahrungen und Wahrnehmungen der Akteure auf der Ebene von Akten, Berichten, medialen Inszenierungen und vor allem auch persönlichen Stellungnahmen zunächst einmal »dicht beschrieben« werden. So sind die »Worte und Verhaltensweisen« (Clifford Geertz) von Praktikern der Entwicklungshilfe und Solidarität zu deuten, mit denen sie sich vor sich selbst und gegenseitig darstellten.[47] Ziel dieses Ansatzes ist es, Entwicklungshilfe und Solidarität als Prozess ständiger Aushandlung zwischen Akteuren zu begreifen. Und hier wird zu zeigen sein, dass sich jene Aushandlung – trotz aller institutionellen Einbindung – nicht mit Kategorien von Linearität oder Kausalität angemessen beschreiben lässt.

Praktiken der Entwicklungshilfe und Solidarität können in ihrer Komplexität erst gefasst werden, wenn man sie auch aus der Perspektive ihrer Akteure und in ihren Dynamiken erforscht.[48] Das Leben, Arbeiten, Helfen und Entwickeln in Afrika soll dabei als eine – wenngleich asymmetrisch geprägte – inter- und transkulturelle Begegnung gefasst werden. Diese Begegnung steht wiederum für eine mit den Erfahrungen und Selbstdeutungen von Deutschen und Afrikanern verflochtene Geschichte.[49] Aus diesen Einsichten heraus strukturiert sich der folgende Aufbau dieses Beitrags, der sich zunächst dem Kontext kulturhistorischer Deutungen zuwendet und dabei nach den sozialen Hintergründen der Akteure fragt.

II. Die Praktiker

In den 1960er- und 1970er-Jahren zogen Hunderte zumeist junge Menschen über mehrere Monate oder gar Jahre »helfend« aus der Bundesrepublik Deutschland nach Tansania, Togo oder Kamerun, um die Schwerpunktregionen dieses Aufsatzes zu nennen, die gleichzeitig Hauptempfängerländer deutscher Entwicklungshilfe waren. Aus der DDR waren

---

46 *Akira Iriye,* Culture and International History, in: *Michael J. Hogan/Thomas G. Paterson* (Hrsg.), Explaining the History of American Foreign Relations, Cambridge/Mass. 1991, S. 214–225, hier: S. 219; *Charles S. Maier,* Introduction, in: *Charles S. Maier* (Hrsg.), Changing Boundaries of the Political. Essays in the Evolving Balance between the State and Society, Public and Private in Europe, New York 1987, S. 1–24.

47 Vgl. *Clifford Geertz,* Aus der Perspektive des Eingeborenen. Zum Problem des ethnologischen Verstehens [1977], in: *Clifford Geertz,* Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/Main 1983, S. 289–309.

48 Vgl. dieser Ansatz bei *Monica M. van Beusekom,* Negotiating Development. African Farmers and Colonial Experts at the Office du Niger, 1920–1960, Portsmouth etc. 2002.

49 Vgl. *Shalini Randeria,* Entangled Histories of Uneven Modernities. Civil Society, Caste Solidarities and Legal Pluralism in India, in: *Yehuda Elkana/Ivan Krastev/Elisio Macamo* u. a. (Hrsg.), Unravelling Ties. From Social Cohesion to New Practices of Connectedness, Frankfurt/Main/New York 2002, S. 284–311; *Shalini Randeria,* Geteilte Geschichte und verwobene Moderne, in: *Jörn Rüsen/Hanna Leitgeb/Norbert Jegelka* (Hrsg.), Zukunftsentwürfe. Ideen für eine Kultur der Veränderung, Frankfurt/Main 1999, S. 87–96.

einige Hundert Experten und Brigademitglieder zu dieser Zeit vor allem auf Sansibar/ Tansania tätig. In Ost und West wurde die Bedeutung eigenen Personals vor Ort als überaus hoch eingeschätzt.[50] Gerade in »Schwarzafrika«, dieser ärmsten Region des ärmsten, am meisten »unterentwickelten« und daher »anfälligsten« Kontinents – so ist immer wieder aus dieser Zeit zu lesen – galt in Regierungs- und Parteikreisen in der Bundesrepublik wie in der DDR die Anwesenheit eigener Experten, Projektprüfer, Entwicklungshelfer und Brigademitglieder als unverzichtbar.[51] Und dies war nicht nur aus Gründen der deutsch-deutschen Konkurrenz der Fall: Nahezu jede entwicklungs- bzw. solidaritätspolitische Aktivität wurde vor Ort geprüft, bewertet und zur Entscheidung vorbereitet. Nachdem ein Antrag auf Unterstützung in Bonn bzw. Ost-Berlin eingegangen war, wurden von eigenen Beamten in diplomatischen Vertretungen oder Handelsmissionen Gutachten eingeholt. Experten arbeiteten an den Gelenkstellen und Scheitelpunkten von Entwicklungs- und Solidaritätsprojekten. Ihre Einschätzung bereitete Entscheidungen über eine Förderung, über eine Verlängerung oder über die Einstellung vor.[52] Experten waren auch als Regierungs- oder Wirtschaftsberater tätig, als Lehrer, Agrarökonomen, Ärzte, Krankenschwestern oder als Aktivisten für den Schutz »bedrohter Völker«. Sie verfassten Jahrespläne, mauerten Häuser und lehrten das, was sie als zu entwickelnde Tugenden und Moral erachteten – Pünktlichkeit, Sauberkeit und Fleiß.

Bundesdeutsche Experten wurden in der Regel von der bereits 1932 gegründeten »Garantie- und Abwicklungsgesellschaft« (GAWI), von der »Gesellschaft für technische Zusammenarbeit« (GTZ, ab 1974), vom Auswärtigen Amt (AA), vom Wirtschaftsministerium oder vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) entsandt.[53] Nicht zu unterschätzen sind auch deutsche Missionsgesellschaften, wie beispielsweise die »Leipziger Mission« zu Erlangen, die nach der Dekolonisation vor allem in Tansania, Togo und Kamerun immer mehr Aufgaben in der medizinischen Versorgung übernahmen.[54] Wenn es darum ging, Afrika-Experten zu rekrutieren, bediente man sich

---

50 Vgl. zu den USA *Elizabeth Cobbs Hoffman,* All you need is Love. The Peace Corps and the Spirit of the 1960s, Cambridge/Mass. 1998, S. 13; *Akira Iriye,* Culture, in: JAH 77, 1990, S. 99–107, hier: S. 100; *Fritz Fischer,* Making Them Like Us: Peace Corps Volunteers in the 1960s, Washington D. C. 1998.

51 Vgl. beispielsweise entsprechende Stellungnahmen: *BMZ* (Hrsg.), Entwicklungspolitik, Materialien, Bonn 1974, S. 47 f.; Vorlage an das Politbüro des ZK der SED, August 1963, SAPMO-BArch DY 30/IV A2/20/2.

52 Zur Methode der Evaluation von Entwicklungsprojekten: *Basil Edward Cracknell,* Evaluating Development Aid. Issues, Problems and Solutions, New Delhi 2000; *Alexandra Caspari,* Evaluation der Nachhaltigkeit der Entwicklungszusammenarbeit. Zur Notwendigkeit angemessener Konzepte und Methoden, Wiesbaden 2004. Zur Projektprüfung und Evaluation von DDR Projekten: SAPMO-BArch DY 30/IV 2/20/53, DY 30/J IV 2/2/896.

53 Die 1969 gegründete »Bundesstelle für Entwicklungshilfe« hatte hingegen bis zur ihrer Zusammenlegung mit der GAWI 1974 zur »Gesellschaft für technische Zusammenarbeit« (GTZ) kaum Bedeutung.

54 Denn die Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich hatten beim bisweilen gewaltsamen Übergang der Kolonie zum selbstständigen Staat fast vollständig ihre Ärzte abberufen und Krankenhäuser geschlossen. 1964 waren in Asien, Afrika und Lateinamerika insgesamt 1.225 Personen allein für protestantische Missionsgesellschaften tätig, darunter 438 Missionare, 65 Lehrkräfte, 52 Ärzte und 172 Schwestern. Die evangelische Kirche unterhielt zu dieser Zeit in »Übersee« 2.000 Volksschulen mit 167.000 Schülern, 130 Mittelschulen, Höhere Schulen und Lehrerseminare mit 21.000 Studierenden, 178 Altersheime und Waisenhäuser, 59 Krankenhäuser, 115 Polikliniken und 10 Krankenpflegeschulen mit 265 Ausbildungsplätzen. Die infrastrukturelle Tätigkeit der Missionsgesellschaften sollte in den 1960er- und 1970er-Jahren keineswegs zurückgehen, wie noch zu zeigen sein wird. *Karl Osner,* Kirchen und Entwicklungshilfe. Ziele, Leistungen und Arbeitsweise kirchlicher Organisationen in Deutschland. Sonderdruck des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit, 2., erg. Aufl. Bonn 1967, S. 13.

häufig aus dem Personalpool des »Deutschen Afrikavereins«, in dem alt gediente Afrika-Veteranen versammelt waren, die bereits zur Kolonialzeit Togo, Kamerun oder Tanganjika bereist hatten.[55] Ähnlich verhielt es sich in der DDR: Hier wurde meist auf Geheiß des Außenministeriums das Afro-Asiatische-Solidaritätskomitee[56] tätig, das der FDJ bzw. dem FDGB die Projektplanung und die Aussendung von Spezialisten übergab.

Wie stand es mit der Entsendung der jugendlichen »Freiwilligen« nach »Übersee«? In der DDR wählten FDJ und FDGB Einzelne oder Gruppen aus ihrem Mitgliederkreis für den Auslandseinsatz aus. In der Bundesrepublik beauftragten das BMZ oder bundesdeutsche politische Stiftungen einen Entwicklungsdienst – wie den DED. Weitere entsendende westdeutsche Fach- und Hilfsdienste waren die katholische »Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe« (AGEH), die evangelische Organisation »Dienste in Übersee« (DÜ), die Arbeitsgemeinschaft privater Entwicklungsdienste (APED)[57] und die »Kübel-Stiftung für Hilfe zur Selbsthilfe«.[58] Entwicklungshelfer und Mitglieder der Solidaritätsbrigaden hüteten Kinder, bildeten in technischen Berufen aus, tippten Briefe in lokalen Verwaltungen oder mauerten die Häuser neuer Siedlungsprojekte.

Was äußerten diese Menschen zu Motiven für ihre Arbeit? Westdeutsche Entwicklungshelfer betonten über alle politischen Schattierungen hinweg, sie wollten Gutes tun, für Gerechtigkeit sorgen, den Hunger aus der Welt verbannen oder schlichtweg »wahrer Christ« sein.[59] Diese Motive nannten auch ostdeutsche Brigademitglieder.[60] Freilich fielen hier auch Formulierungen wie der »Kampf gegen den Neokolonialismus«.[61] In der Bundesrepublik gehörte die Empörung über die staatliche Politik gegenüber der Entwicklungshilfe oftmals zur Selbstdarstellung von Helfern: »Der Jahresetat des DED beträgt 33 Millionen Mark. Ein Phantom-Düsenjäger der Bundeswehr kostet 18 Millionen«, ist beispielsweise in einer Berichtsammlung von Entwicklungshelfern aus dem Jahr 1971 zu lesen.[62]

---

55 Vgl. *Martin Krämer,* Die Chronik des Afrika-Vereins 1934–1984, in: *Afrika-Verein* (Hrsg.), Afrika 1983. 50 Jahre Wirtschaftspartnerschaft, Hamburg 1984, S. 11–42.

56 Das Komitee wurde 1963 gebildet und 1973 offiziell in »Solidaritätskomitee der DDR« umbenannt.

57 Mitglieder der APED waren beispielsweise das »Advent-Wohlfahrtswerk« (Darmstadt), der »Albert-Schweitzer-Freundeskreis« (Düsseldorf), der »Deutsche Freiwilligendienst in Übersee« (Bonn) oder die »Quäkerhilfe« (Neustadt a. R.)

58 Die Stiftung wurde 1966 durch den christlich-humanistischen Unternehmer Karl Kübel gegründet und konzentrierte sich vor allem auf Landwirtschaftsprojekte in Tansania, Kenia, Afghanistan, Bolivien und Indien.

59 Dies lässt sich immer wieder in den Berichtsammlungen finden: *Samuel Müller,* Ärzte helfen in aller Welt. Das Buch der ärztlichen Mission, Stuttgart 1957; *Hans Eich/Hans Frevert* (Hrsg.), Freunde in aller Welt, Baden-Baden 1963; *Klaus Kühl/Helmut Weyers* (Hrsg.), Was wollt ihr von uns? Erlebnisse und Einsichten junger Deutscher in Asien, Afrika, Lateinamerika, Tübingen etc. 1970; *Eberhard Le Coutre* (Hrsg.), Unterwegs zur einen Welt. Aus der Arbeit von »Dienste in Übersee«, Stuttgart 1970; *Ulrike Ries* (Hrsg.), Entwicklungshelfer. Deutsche in der Dritten Welt, Hannover 1971; *Siegfried Pater* (Hrsg.), Etwas geben – viel nehmen, Bonn 1982; *Manfred Sollich* (Hrsg.), Probezeit ausgeschlossen. Erfahrungen und Perspektiven der personellen Entwicklungszusammenarbeit, Mainz etc. 1984.

60 *Karl Adelhold/Rolf Becker/Herbert Landmann,* Komm wieder, Doktor! Als Arzt in Urwald und Wüste, Leipzig 1965; *Dietmar Beetz,* Visite in Guiné-Bissau, Berlin (Ost) 1975; *Jürgen Leskien,* Ondjango. Ein angolanisches Tagebuch, Berlin (Ost) 1980; *Jürgen Leskien,* Das Brot der Tropen, Berlin (Ost) 1982; *Jürgen Leskien,* Shilumbu. Was will er in Afrika!, Berlin (Ost) 1988; *Jürgen Leskien,* Schreiben über das nahe Fremde, in: *Van der Heyden/Schleicher/Schleicher,* Engagiert für Afrika, S. 278–290, hier: S. 278.

61 Vor allem *Adelhold/Becker/Landmann*; *Beetz*.

62 *Manfred Dassio,* Einen Blinden über die Straße bringen, in: *Ries,* S. 158–172, hier: S. 172.

Vor dem Hintergrund solcher keineswegs seltenen Äußerungen ist erstaunlich, dass westdeutsche Entwicklungshelfer in der Regel aus keinem politisch besonders aktiven Umfeld kamen. Ihr Hintergrund war meist eine mittelständische bürgerliche Familie, oft mit ausgeprägtem Bekenntnis zu einer christlichen Kirche.[63] In einer Mischung aus Beruhigung und Misstrauen stellten Psychologen des DED beispielsweise Anfang der 1970er-Jahre fest, dass sich junge Leute kaum aufgrund politischer Ambitionen für den Dienst bewerben würden.[64] Dies hatten jedenfalls anonyme Fragebögen und Auswahlgespräche ergeben. Als beruhigend galt dieser Befund, da man keinesfalls »politische Aktivisten« wollte. Im Umfeld von 1968 war der DED in Verruf geraten, »eine Zufluchtstätte von linksrevolutionär Programmierten« zu sein.[65] Doch wollte man ebenso wenig vollkommen unpolitische Menschen, »selbstverliebte Träumer oder Abenteurer«, wie es immer wieder hieß.[66]

Warum nun, so wurde immer wieder gefragt, sollten sich junge Leute in Zeiten der Vollbeschäftigung beim DED bewerben? Es zeige die Erfahrung, so betonten Psychologen zu dieser Zeit, dass der Entschluss, zum DED zu gehen, häufig aus einer »Krise in der gegenwärtigen autobiographischen Situation« herrühre, die »persönlich, familiär, beruflich oder gesellschaftlich begründet« sein könne.[67] Dieser Entschluss sei daher oft ein »Versuch zur Verarbeitung von Familienproblemen« über eine »Distanzierung zu den bestehenden Verhältnissen«.[68] Im wahrsten Sinne des Wortes wolle man Ferne und Abstand suchen. Vor diesem Hintergrund sei es allerdings zweifelhaft, dass Entwicklungshelfer genügend Mitgefühl für die Menschen in der Dritten Welt und »inneres Engagement« aufbringen könnten. Da allerdings sehr viele Bewerber solche Motive hätten, müsse man sich geradezu zwangsläufig mit ihnen arrangieren. Es bestünden erhebliche Zweifel, dass solche »labile[n] Charaktere« ihren späteren Aufgaben gewachsen seien. Man müsse somit erhöhte Sorgfalt bei der Auswahl und Ausbildung walten lassen.[69] Auch wurde 1965 eine strikte »Ordnung für Freiwillige des DED« erlassen, die jede öffentliche Kritik am Gastland untersagte und Regelungen für das alltägliche Leben vor Ort vorsah: Es war verboten, sich vom Ort des Projektes oder der Wohnung ohne offizielle Abmeldung zu entfernen, vor übermäßigem Trinken von Alkohol wurde ebenso gewarnt wie vor sexuellen Verhältnissen zu Afrikanern. Bei Verstößen drohte ein Disziplinarverfahren, das Verwarnungen, Verweise, Strafversetzung und schließlich die Kündigung vorsah. Vor Ort waren Beauftragte des DED für die Entwicklungshelfer verantwortlich, die regelmäßig Bericht erstatten mussten.[70]

---

63 Vgl. hierzu exemplarisch Personalakten des DED für die nach Tansania entsandten Entwicklungshelfer 1963–1965: Vertrauliches Verzeichnis der Teilnehmer des 4. Ausbildungslehrganges in Wieseneck vom 17.8.–24.10.1965 (Kenia, Tansania), PAAA, Botschaft Dar es Salam 8209.

64 Aktennotiz 1974, Psychologisches Gutachten zur Motivation künftiger Entwicklungshelfer, BArch Koblenz, B 213 5376 Arbeitsgruppe »Auswahl und Vorbereitung der Entwicklungshelfer« 1972–1976.

65 BMZ Bonn, 17.5.1971, BArch Koblenz, B 213 5376 Arbeitsgruppe »Auswahl und Vorbereitung der Entwicklungshelfer« 1972–1976, III B 4-T 8480; Hans Rosner, CSU-Landesgruppe, Nachrichten aus der CSU-Landesgruppe im Deutschen Bundestag, 18.7.1972.

66 Vgl. entsprechende Berichte, in: *Deutscher Entwicklungsdienst,* Erster Bericht, Bonn 1966.

67 Aktennotiz 1974, Psychologisches Gutachten zur Motivation künftiger Entwicklungshelfer, BArch Koblenz, B 213 5376 Arbeitsgruppe »Auswahl und Vorbereitung der Entwicklungshelfer« 1972–1976.

68 Ebd.

69 Zur Ausbildung von Entwicklungshelfern *Sandra Maß,* »Eine Art sublimierter Tarzan«. Die Ausbildung deutscher Entwicklungshelfer und -helferinnen als Menschentechnik in den 1960er Jahren, in: WerkstattGeschichte 43, 2006, S. 77–89.

70 Vorläufige Ordnung für Freiwillige des DED im Gastland, 1.12.1965, DED-Archiv, Bd. VR 4/65–1/66; Protokolle des Verwaltungsrates, 7.1. und 25.5.1965, DED-Archiv, Bd. Niederschriften VR 1/63–8/67. Vgl. *Hein,* S. 90 f.

Ähnlich verhielt es sich bei den entsendenden Institutionen der DDR, wie dem FDGB und der FDJ. Hier wurde als Voraussetzung für die Entsendung immer wieder die »ideologische Festigkeit« eines jeden Einzelnen genannt und sein Vermögen, sich in das Kollektiv einzufügen.[71] Andererseits wünschte man sich die Brigademitglieder aber auch nicht allzu politisch. Auf jeden Fall sollte die Distanz zu den Verhältnissen im Gastland gewahrt werden. Immer wieder wurde empfohlen, »das Gespräch *nicht* auf Fragen zu bringen, die in den Augen des Partners *rein afrikanischen* Charakter haben«. So sollten auch Unterhaltungen untereinander oder mit den afrikanischen Partnern über den »afrikanischen Sozialismus« eher vermieden werden.[72] Daten über die Motive und die soziale Herkunft von Brigademitgliedern liegen – anders als für Entwicklungshelfer des DED – nicht mehr vor. Es ist allerdings anzunehmen, dass es sich bei den Brigademitgliedern ähnlich wie bei den Leitungskadern von Jugendorganisationen des FDGB und der FDJ häufig um Angehörige der »Relikte des Bildungsbürgertums« handelte.[73]

Die Voraussetzungen, die Experten, Entwicklungshelfer und Mitglieder der Freundschaftsbrigaden mitbringen sollten, und ihre in Auswahlverfahren immer wieder festgestellten vermeintlichen Defizite machten sich auch in der zunehmenden Optimierung von Auswahlverfahren und der Ausbildung bemerkbar. Die Verantwortlichen in den auswählenden und ausbildenden Institutionen, wie der Deutschen Stiftung für Entwicklungshilfe (DSE), der GAWI, dem DED sowie dem FDGB und der FDJ wurden sich im Verlauf der 1960er-Jahre zunehmend bewusst, dass weitere Qualifikationen fachlicher Art und in der Fremdsprachenausbildung nicht ausreichend für einen gelungenen Einsatz in Übersee qualifizierten.[74] Vielmehr wurde immer mehr das Leben und Arbeiten im Einsatzland – auch unter Einbeziehung von einheimischen *Counterparts*, den afrikanischen Entwicklungsexperten vor Ort, eingeübt.[75]

Solche *Counterparts* sind nicht zuletzt als wichtige Praktiker der Entwicklung vor Ort zu nennen. Sie wurden von beiden deutschen Staaten, wie von anderen Geberländern auch, teilweise selbst ausgebildet.[76] In Projekten arbeiteten sie als *development staff* unmittelbar an Gelenkstellen zwischen deutschen Experten, Entwicklungshelfern und loka-

---

71 Vertraulicher Bericht über den Besuch einer FDJ-Delegation in der Volksrepublik Sansibar und Pemba, 1.6.1964, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 961 ZK der SED, Internationale Verbindungen.

72 Bericht an das ZK der SED über den Stand der Hilfsmaßnahmen für Sansibar der Abteilung Internationale Verbindungen, 19.12.1964, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2120 957, Hervorhebungen im Original.

73 Vgl. *Christoph Kleßmann,* Relikte des Bildungsbürgertums in der DDR, in: *Hartmut Kaelble/ Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr* (Hrsg.), Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994, S. 254–270; *Günther Wirth,* Zu Potsdam und anderswo. Kontinuitäten des Bildungsbürgertums in der DDR, in: *Manfred Hettling/Bernd Ulrich* (Hrsg.), Bürgertum nach 1945, Hamburg 2005, S. 85–110.

74 Vgl. beispielsweise: *Hermann-J. Wald*, Plädoyer für Vorbereitung von Fachkräften im Ausland, in: E+Z 3, 1971, S. 11 f., hier: S. 11.

75 Hier und im Folgenden wird der Begriff *Counterpart* aus der Entwicklungsterminologie übernommen, weil es keine adäquate Übersetzung gibt. Nach der entwicklungspolitischen Konzeption der Bundesrepublik Deutschland und der DDR sollten einheimische *Counterparts* vor Ort garantieren, dass die Zielvorstellungen und Wünsche der Entwicklungsländer im Projekt bestimmend bleiben. Im Prinzip der »Hilfe zur Selbsthilfe« sollten *Counterparts* möglichst rasch die Arbeit der deutschen Fachkräfte übernehmen. Vgl. *Dieter Nohlen*, Lexikon Dritte Welt. Länder, Organisationen, Theorien, Begriffe, Personen, Reinbek bei Hamburg 1994, S. 153.

76 Klassische Ausbildungsinstitute für *Counterparts* waren in der Bundesrepublik die Deutsche Ingenieurschule für Landwirtschaft in Witzenhausen und in der DDR das Institut für Ausländerstudium. Vgl. *Peter Wolff,* Deutsche Ingenieurschule für Tropenlandwirtschaft in Witzenhausen – ein Rückblick (Der Tropenlandwirt. Zeitschrift für die Landwirtschaft in den Tropen und Subtropen, Beiheft 21), Witzenhausen 1984; diverse Unterlagen über das Institut für Ausländerstudium 1960er-Jahre, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 56.

len Autoritäten wie z. B. Ortsvorständen. Jedes afrikanische Empfängerland besaß seit Ende der 1950er-Jahre eine eigene Entwicklungsverwaltung, die aus einem oder mehreren Ministerien (für Planung und Entwicklung) und mehrstufigen Verwaltungseinheiten bestand.[77] In Tansania, Kamerun und Togo lebten *Counterparts* als Mitglieder solcher Verwaltungseinheiten in der Regel unmittelbar in den Dörfern. Sie waren gleichzeitig dem Landwirtschafts-, Wirtschafts- und Industrieplanungsministerium unterstellt. Damit sollten – zumindest der Theorie nach – die Menschen vor Ort für Entwicklungsprojekte mobilisiert und eine rasche Kommunikation mit den Behörden garantiert werden.[78]

III. Wissensbestände

Wenn es darum geht, sich – wie in diesem Aufsatz – Praktikern *und* Praktiken von Entwicklungshilfe und Solidarität gemeinsam anzunähern, dann ist es unverzichtbar, auf wissenskulturelle Hintergründe einzugehen, insofern sie für die Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Afrikanern eine Rolle spielten.[79] Kurzum ist zu fragen: Mit welchem Wissen über Afrika und die Afrikaner wurde man ausgestattet, wenn man in den 1960er- und 1970er-Jahren die Bundesrepublik bzw. die DDR verließ, um in Entwicklungsprojekten zu arbeiten?

Der französische Publizist Gérard Leclerc beschrieb 1972 die westlichen Imaginationen von Afrika und den Afrikanern nach der Dekolonisation mit folgenden Worten: »Der Eingeborene (indigène) macht dem Bedürftigen (indigent) Platz.«[80] Diese Formel umreißt treffend, wie auch deutsche Wissensbestände zu Afrika von den 1950er- bis Anfang der 1970er-Jahre geprägt waren. In beiden deutschen Staaten ging es um die Herausstellung der eigenen Überlegenheit und der vermeintlichen Unausweichlichkeit für Afrika, sich im europäischen Sinne zu entwickeln. Freilich gab es auch Unterschiede zwischen west- und ostdeutschen Positionen.

Immer wieder wurde in der Bundesrepublik mit Beifall betont, dass Afrika die gebotene Hilfe bereitwillig und dankbar annehme und sich aufmache, den »Busch zu verlassen«.[81] Afrikaner würden ihre Traditionalität ablegen, ihre »Trommeln verstummten«, wie es hieß.[82] Doch müsste ihnen bei dieser Entwicklung immer wieder geholfen werden. Der Weg sei noch weit. »Besucht man die Dörfer in Zentralafrika«, so schrieb beispielsweise der Journalist Giselher Wirsing 1954, »so möchte man glauben, daß hier das Leben fast unberührt wie vor Jahrtausenden seinen Gang geht«.[83]

In diesem Sinne sprach 1960 Eugen Gerstenmaier, Präsident der (West-)Deutschen Afrika-Gesellschaft, »den Afrikanern« jegliche Möglichkeiten ab, sich »von dem Zwang der Assimilation an die politischen, wirtschaftlichen, technischen und schließlich auch

---

77 *Hendrik Ulbo Erik (Bonno) Thoden van Velzen,* Staff, Kulaks and Peasants: A Study of a Political Field, in: *Lionel Cliffe/John S. Saul* (Hrsg.), Socialism in Tanzania. Vol. 2: Policies, Dar es Salaam 1973, S. 153–179.

78 Vgl. beispielsweise zu Tansania: *Bernd B. Schaffer,* Comparisons, Administration, and Development, in: Political Studies 19, 1971, S. 327–337. Vgl. *Clyde R. Ingle,* From Village To State in Tanzania. The Politics of Rural Development, Ithaca etc. 1972, S. 128. *Klaus W. von Sperber,* Public Administration in Tanzania, München 1970, S. 35.

79 Auf die Bedeutung von Wissensstrukturen für die Entwicklungshilfe hat hingewiesen: *Frederick Cooper,* Introduction, in: *Cooper/Packard,* S. 1–41.

80 *Gérard Leclerc,* Anthropologie und Kolonialismus [1972], München 1976, S. 130 f.

81 *Gisela Bonn,* Afrika verlässt den Busch. Kontinent der Kontraste, Düsseldorf 1965.

82 *Peter Grubbe,* Die Trommeln verstummen. Begegnungen mit den erwachenden Völkern Ostafrikas, Wiesbaden 1957.

83 *Giselher Wirsing,* Die Rückkehr des mondo-mogo. Afrika von morgen, Düsseldorf 1954.

an die psychologischen Bedingungen des Abendlandes zu befreien«.[84] Nur auf diejenigen Afrikaner könne man sich verlassen, die »durch [die] Hände« (west-)deutscher Ausbilder gegangen seien, so der westdeutsche Entwicklungstheoretiker Dieter Danckwortt 1970.[85]

Immer wieder finden sich Hinweise auf die angebliche westliche bzw. nördliche Überlegenheit und die meist mit der Chiffre »Unterentwicklung« versehene »Bedürftigkeit« der Afrikaner. Mehr oder weniger deutlicher, kulturell oder physisch gedachter Rassismus ist hier an der Tagesordnung.[86] So ist beispielsweise in einer weit verbreiteten Schrift des österreichischen Publizisten Anton Zischka 1951 zu lesen: Afrika werde sich entwickeln, wenn es gelinge, das »Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, ihre mürrisch passive Einwilligung in die Kolonisation in aktive Mitarbeit zu verwandeln«.[87] Zischka weiter: »Der Neger ist nicht besser und nicht schlechter, aber er ist völlig anders als wir. […] Wir haben keinerlei Grund, auf den Neger herabzusehen.«[88] Man brauche ihn für jegliches Entwicklungsprojekt, denn er sei »geschickt, willig und lernbegierig, ein unentbehrlicher Partner«.[89] In Afrika als seiner »Heimat« sei er allein »tropenfest« und »zu schwerer körperlicher Arbeit fähig«.[90] Ganz im Sinne eines physisch gedachten Rassismus schrieb der rechtspopulistische Journalist Warhold Drascher 1960 immer wieder von »Kulturerbe« und »rassischer Veranlagung«, von der grundlegenden »Andersartigkeit des Negers«[91] und der »Überlegenheit der Weißen«.[92] In den Tropen, so Drascher, müsse der »Weiße« sich gut vorsehen, dass er nicht seine »besten Lebenskräfte« sinnlos vergeude.[93] Dies wäre nämlich ein großes Dilemma für die Entwicklung Afrikas, denn »der Neger« stehe der »Arbeit als solcher ganz anders gegenüber als der Europäer«. Er sei »gewiß nicht faul«, aber Arbeit sei ihm nicht das »Hauptanliegen seines Lebens«. Sie sei »ihm nur insoweit eine wirkliche Pflicht, als sie zur Befriedigung seiner unmittelbaren Lebensbedürfnisse« diene. Viel lieber pflege er »religiöse Überlieferungen, Gesang und Tanz, frohe Feste, besinnliche Muße und Gedankenaustausch mit seinen Stammesgenossen«.[94]

Mit Recht ist immer wieder darauf hingewiesen worden, dass Diskurse, die das praktische Leben ordnen, mit besonderer Wirksamkeit und Reichweite ausgestattet sind. Dies gilt besonders, wenn sie zudem von professionellen Instanzen wie Wissenschaftlern verfasst wurden.[95] Immer wieder beanspruchen solche Schriften, als Ratgeber zur Hand genommen zu werden. Es lohnt sich in diesem Zusammenhang, Publikationen zur Landeskunde, zu ganz konkreten Verhaltensmaßregeln und zur Tropenmedizin näher zu betrachten, handelte es sich hierbei doch um Handreichungen, die als geradezu unverzichtbar im tropischen Projekt galten. So ist 1958 in einer weit verbreiteten Landeskunde zu Afrika zu lesen:

---

84 Afrika – heute. Jahrbuch der deutschen Afrikagesellschaft, Köln 1960, S. 11.
85 *Dieter Danckwortt,* Zur Psychologie der deutschen Entwicklungshilfe, Bonn 1962, S. 163.
86 Griffige Definitionen von Rassismen liefern *Robert Miles,* Bedeutungskonstitution und der Begriff Rassismus, in: Das Argument 175, 1989, S. 353–367; *Stuart Hall,* Rassismus und kulturelle Identität, Hamburg 1994.
87 *Zischka*, S. 246 f.
88 Ebd.
89 Ebd.
90 Ebd.
91 *Wahrhold Drascher,* Schuld der Weißen? Die Spätzeit des Kolonialismus, Tübingen 1960, S. 231, 246 ff.
92 Ebd., S. 231, 249.
93 Ebd., S. 273.
94 Ebd., S. 279 f.
95 Vgl. *Reinhard Sieder,* Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie. Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen, Wien 1999, S. 241 f.

»Niemals wäre der Neger aus sich heraus imstande, eine Pflanzung anzulegen. Es gehört dazu die Planung auf weite Sicht und die wissenschaftliche Arbeit des weißen Mannes […]. Der Weiße leistet die geistige Arbeit, er hat die Aufsicht und die Leitung, er muß nach dem Rechten sehen.«[96]

Ganz im Sinne Draschers warnten Tropenmediziner wie Albrecht von Haller und Ernst Rodenwaldt vor Überanstrengung und Vergeudung von Kräften in den »warmen Ländern«. Von Haller und Rodenwaldt waren die beiden in Westdeutschland führenden Vertreter der Tropen*hygiene*, einer Subdisziplin der Tropenmedizin, die vor allem für präventive Maßnahmen stand, die tropische Krankheiten von Experten und Entwicklungshelfern fernhalten sollten.

Von Haller ging dabei ganz deutlich von einem physisch-rassisch gedachten Unterschied zwischen »Schwarzen« und »Weißen« aus: In seinem 1951 erschienenen »Gesundheitsbüchlein für die Tropen«, einem Klassiker, der geradezu vor jeder Entsendung ausgehändigt wurde, schrieb er von einer »gewissen Indolenz« der einheimischen Bewohner der Tropen, besonders der Afrikaner, gegenüber Hitze, Schmutz und Bakterien.[97] Europäer müssten sich vor diesen Bedrohungen ihrer Gesundheit besonders schützen und sollten daher auf körperliche Arbeiten weitgehend verzichten.[98] Aus physisch und »seelisch« hygienischen Gründen sollte überdies nicht allzu viel Umgang mit den Einheimischen gepflegt werden: »Die geringe Bindung an Gesetze und Sitten« Europas, so von Haller, die das Leben in den Tropen mit sich bringe, könne »einen geistigen Verfall begünstigen«.[99] Lasse sich der Umgang mit Afrikanern im eigenen Haushalt, wie dies beim Hauspersonal der Fall sei, nicht vermeiden, so müsse »viel Zeit und Muße« aufgebracht werden. Durch »hartnäckige Geduld« seien die Angestellten »laufend zu kontrollieren und zu Sauberkeit zu erziehen, wobei man so manche bittere Erfahrung« mache.[100] Da die »eigene Gesundheit sehr erheblich« vom Verhalten der Angestellten abhängig sei, müsse strikt darauf geachtet werden: »Bei der Behandlung des eingeborenen Personals ist strenge Gerechtigkeit, Wohlwollen und Abstand einzuhalten.«[101]

Auch Ernst Rodenwaldt warnte vor zu viel körperlicher Arbeit »des Europäers« und vor zu engem Kontakt mit den »Einheimischen«.[102] Währenddessen sollten die »Weißen« in den Tropen engen Kontakt untereinander pflegen. In seinem Standardwerk zur Tropenhygiene von 1957 ist zu lesen:

»Das Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb des rassefremden Klimas und zwischen Völkern fremder Rasse« überbrücke manche Animositäten und Konkurrenzen zwischen Europäern. Man fühle sich besonders verbunden, und »vielleicht hätte dieses Gefühl seine stärkste ethische Grundlage in der unabweisbaren gegenseitigen Verpflichtung zur Abwehr lebensbeschädigender Einflüsse der fremden Umwelt.«[103]

Eben diese Praxis der Abschottung wurde bereits im 19. Jahrhundert für deutsche Kolonialbeamte und Missionare propagiert.[104] Freilich bemühten sich seit Ende der 1960er-Jahre Institutionen wie der DED, die Deutsche Stiftung für Entwicklung oder die GAWI

---

96 *Wilhelm Grotelüschen/Gerhard Siebels* (Hrsg.), Die weite Welt. Erdkunde für höhere Schulen: Afrika, Frankfurt/Main 1958, S. 34 f.

97 *Albrecht von Haller,* Gesundheitsbüchlein für die Tropen. Ratschläge für Auswanderer sowie Regeln zur hygienischen Lebensweise und zur Verhütung von Krankheiten und gesundheitlichen Schäden in den warmen Ländern, Stuttgart 1951, S. 7.

98 Ebd., S. 4.

99 Ebd.

100 Ebd., S. 13.

101 Ebd.

102 *Ernst Rodenwaldt,* Tropenhygiene, Stuttgart 1957, S. 135–149.

103 Ebd., S. 150.

104 Vgl. *Sebastian Conrad,* Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich, München 2006, S. 74–123.

um das Ende von Rassismen und die Vermittlung interkultureller Kompetenzen. Nicht zuletzt gehörte seit dieser Zeit die postkoloniale Theorie zum Kanon von Wissensbeständen für eine reflektierte Entwicklungsarbeit in dekolonisierten Staaten.[105] Streng genommen war es unter Experten seit dieser Zeit nicht mehr salonfähig, der Überlegenheit der Europäer explizit und öffentlich zu huldigen.

Die Lösung sollten Ansätze zum »Verstehen der Afrikaner« sein. Diese waren allerdings auch geleitet von einer kontinuierlichen Hervorhebung von Andersartigkeiten und Unterschieden. Zu nennen sind hier Schriften zum »Umgang mit den Völkern«, wie die Broschüre des Missionars und Erziehungswissenschaftlers Otto Raum von 1957 zu den Bantu. Hier erläuterte Raum, dass die schlechten Urteile der »Weißen« über die Bantu, dass diese nämlich »faul, dumm, dreckig, geil, frech, unzuverlässig, stumpf« seien, von einer »Verurteilung des Europäers« selbst zeugen würden. Denn er habe »dem Schwarzen diese Eigenschaften im Umgang mit ihm anerzogen«.[106] Weniger körperlich als bei von Haller und Rodenwaldt, keineswegs aber kritischer, werden rassistische Stereotypen bei Raum auf kulturelle und historische Entwicklungen zurückgeführt.

Ihren Beitrag zu dieser Sichtweise leistete auch eine neue Disziplin, die sich Ende 1960er-Jahre formierte und immer wieder aufs Neue die Frage stellen und zu beantworten suchen sollte, warum Europäer Afrikanern letztlich nicht helfen könnten. Die Rede ist von der Ethno-Psychologie und Ethno-Psychoanalyse. Die Vertreter dieser Disziplin, Fritz Morgenthaler, Goldi Parin-Matthey, Paul Parin oder Christoph Staewen, zementierten mit ihren Schriften die vermeintliche Gewissheit einer fundamentalen Andersartigkeit »der Afrikaner« – ihrer anderen Einstellung zu Zweckrationalität, Zeit, Arbeit, Zielen und Familien.[107] Immer wieder wurden das »träumerische Wesen«, das »Clangewissen«, die kaum existierende »Ekelschranke« und die fundamentale »Schamgrenze« der »Schwarzafrikaner« als mehr oder weniger sichtbar, allerdings essentiell für kulturelle Missverständnisse in der Entwicklungshilfe propagiert.[108] In diesen Studien und Handreichungen gerieten gerade Menschen aus Afrika, imaginiert als »schwarzafrikanisches Gegenüber«, in das Visier kultureller Rassismen.[109] Undifferenziert als Gruppe gesehen, als Sinnbilder des »Anderen«, wurden sie von mehr oder weniger subkutan rassistisch-chauvinistischen Diskursen überzogen. Sie galten als Exempel schlechthin für die »Wesensarten unterentwickelter Völker und ihrer Bedeutung für die Entwicklungshilfe«.[110]

Hier wie bei anderen Texten zum Umgang mit Afrikanern, zur Gesundheit, Hygiene und Lebensführung wird deutlich: Autoren der 1950er- bis 1970er-Jahre argumentierten geradezu klassisch rassistisch. Stereotype Eigenschaften wurden als naturgegeben aus-

---

105 *Jochen Schmauch,* Herrschen oder helfen? Kritische Überlegungen zur Entwicklungshilfe, Freiburg/Br. 1967.

106 *Otto F. Raum,* Umgang mit Völkern: Bantu, Nürnberg 1957, S. 7.

107 Als Überblick: *Johannes Reichmayr,* Ethno-Psychoanalyse. Geschichte, Konzepte, Anwendungen, Gießen 2003. Auf Studien in den 1970er-Jahren zurückgehend *Christoph Staewen,* Kulturelle und psychologische Bedingungen der Zusammenarbeit mit Afrikanern. Ansatzpunkte für eine komplementäre Partnerschaft, München etc. 1991, insb. S. 59–74, 185–188.

108 *Staewen,* insb. S. 59–74, 185–188.

109 Vgl. weiter: *Hermann Gönningen,* Wesensarten unterentwickelter Völker in ihrer Bedeutung für die Entwicklungshilfe, München 1976; *Homer Garner Barnett,* Wer nimmt Neuerungen an und wer lehnt sie ab? [1953], in: *Peter Heintz* (Hrsg.), Soziologie der Entwicklungsländer. Eine systematische Anthologie, Köln etc. 1962, S. 73–109; *Richard N. Adams,* Die Träger des kulturellen Wandels: Test einer Hypothese [1951], in: *Heintz,* S. 110–118; *Wilbert E. Moore,* Die Wirkung der fremden Kultur [1951], in: *Heintz,* S. 119–166; *Georges Balandier,* Gemeinsame Merkmale der afrikanischen Évolués [1955], in: *Heintz*, S. 201–210; *Everett Cherrington Hughes/Hellen MacGill Hughes,* Industrielle Revolutionen und ethnische Grenzen [1958], in: *Heintz*, S. 315–332.

110 *Gönningen*.

gegeben. Körperliche Aspekte, wie die Pigmentierung der Haut, wurden Ende der 1960er-Jahre oft ersetzt bzw. abgelöst durch keineswegs weniger essentiell und statisch gedachte kulturelle, gesellschaftliche und politische Prägungen. Enthielten Schriften zur Tropenhygiene Vorstellungen körperlicher Rassismen, propagierte die Entwicklungsökonomie oder -psychologie immer mehr kulturelle Determinationen. Diese Prägungen wurden in der Regel für »vorbestimmend« und unentrinnbar gehalten. Sie seien die Ursache, dass Menschen zwangsläufig Hierarchien unterworfen und sie mehr oder auch weniger »entwickelbar« seien.

Unschwer zu erkennen stammen solche Texte häufig aus der Feder einstiger Kolonialbeamter oder Nationalsozialisten: Gisela Bonn, von der der euphorische Ausruf stammt, dass »Afrika nunmehr den Busch verlasse«[111], war mit Giselher Wirsing verheiratet, einem SS-Hauptsturmführer und Mitarbeiter des Ausland-SD, seit 1954 Chefredakteur von *Christ und Welt* und – wie gezeigt – selbst Autor von Werken über das »Afrika von morgen«.[112] Weitere Vertreter dieser in der Bundesrepublik überaus weit verbreiteten Publizistik waren Peter Grubbe (Claus Volkmann), von dem das Schlagwort von den »verstummenden Trommeln« stammte.[113] Er war im Dritten Reich der Kommissarische Kreishauptmann von Kolomyia/Ostgalizien.[114] Der rechtspopulistische Journalist Warhold Drascher trat schon als Verfasser der nationalsozialistischen »Rassenpolitischen Leitsätze zur deutschen Kolonialpolitik« auf.[115] Der Präsident der Deutschen Afrika-Gesellschaft und Vorzeige-Protestant der CDU, Eugen Gerstenmaier, war bereits 1923 der SA beigetreten, erwarb 1934 die NSDAP-Mitgliedschaft und bekleidete hohe Funktionen im NS-Reichsstudentenwerk – er war allerdings auch Mitglied der Bekennenden Kirche und gehörte dem Kreisauer Kreis an.[116] Der Tropenhygieniker Ernst Rodenwaldt verfasste bis 1939 zahlreiche »rassenhygienische« Veröffentlichungen und gründete 1940 ein militärtechnisches NS-Tropeninstitut.[117] Die Reihe der Beispiele könnte beliebig fortgeführt werden.

In der DDR waren Nationalsozialisten in der Expertise der Solidarität mit Afrika seltener. Auch gab es weniger Diskurse, die die zwangsläufige Unterlegenheit Afrikas und seiner Bewohner behaupteten. Dennoch äußerten sich auch dezidiert anti-kolonialistische Angehörige der Arbeiterbewegung, wie Horst Brasch, der erste Vorsitzende der Solidaritätsbewegung der DDR, Heinz H. Schmidt und Horst Eggebrecht, seine Nachfolger, oder Achim König, der Organisator der materiellen Solidarität[118] häufig zu *den* »Eigenheiten *der* Afrikaner«. Scheinbar ohne Anstoß zu nehmen wurde in Berichten häufig über »Ras-

---

111 *Bonn*.

112 *Norbert Frei/Johannes Schmitz,* Journalismus im Dritten Reich, München 1999, S. 173 ff.

113 *Grubbe*.

114 Vgl. *Thomas Sandkühler,* Endlösung in Galizien, Bonn 1996, S. 455; *Dieter Pohl,* Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien, München 1997, S. 422; *Bogdan Musial,* Deutsche Zivilverwaltung und Judenverfolgung im Generalgouvernement, Wiesbaden 1999, S. 395.

115 Warhold Drascher, Die Vorherrschaft der Weißen Rasse. Die Ausbreitung des abendländischen Lebensbereiches auf die überseeischen Erdteile, Stuttgart etc. 1936.

116 *Fabian von Schlabrendorff* (Hrsg.), Eugen Gerstenmaier im Dritten Reich: Eine Dokumentation, Stuttgart 1965. *Daniela Gniess,* Der Politiker Eugen Gerstenmaier 1906–1986: Eine Biographie, Düsseldorf 2005.

117 *Manuela Kiminus,* Ernst Rodenwaldt – Leben und Werk. Dissertation, Heidelberg 2003. Abstract, URL <http://www.ub.uni-heidelberg.de/archiv/3215> [29. Januar 2008].

118 Vgl. *Ilona Schleicher,* Zwischen Herzenswunsch und politischen Kalkül. DDR-Solidarität mit dem Befreiungskampf im südlichen Afrika. Annäherung an ein Erbe, Berlin 1998, S. 8 f. Als Mitglied der SPD wurde Ebbrecht 1933 kurze Zeit ins Konzentrationslager Esterwege eingesperrt. Nach seiner Entlassung arbeitete er als Leiter der illegalen Parteiorganisation und musste schließlich emigrieren. 1947 kehrte er zurück.

senprobleme« gesprochen.[119] Es zeigt sich: Auch in der DDR der 1960er-Jahre waren die Grenzen des Sagbaren bei Äußerungen in Kategorien von »Rasse« und »Volk« nicht zwangsläufig verletzt.

IV. Die Inszenierungen der Hilfe

Die kontinuierliche Herausstellung europäischer »Überlegenheit« sowie afrikanischer »Andersartigkeit« und »Bedürftigkeit« wurde durch zahlreiche Abbildungen unterstrichen. Unter dem Motto »Jugend von heute hilft der Jugend von morgen« veranstalteten die Entwicklungshelfer des DED in Tansania 1966 eine Fotoausstellung. In deren Mittelpunkt stand das Profilportrait eines Tansaniers und eines Deutschen (Abb. 1), das geradezu zwangsläufig an Schriften zur »Rassenkunde« erinnert.



Abbildung 1: Leitbild der Ausstellung der Freiwilligen des DED in Tansania 1966 unter dem Motto »Jugend von heute hilft der Jugend von morgen«, in: Deutscher Entwicklungsdienst (Hrsg.), Erster Bericht, Bad Godesberg 1966, S. 8–9.

119 Bericht über die Verhandlungen zur weiteren Gestaltung der Außenwirtschaftsbeziehungen der DDR mit der VRT/Sansibar, 12.5.1970, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2120 956.

Eine Darstellung wie in Abbildung 1 war kein Einzelfall: In gedruckten Projektberichten, den Broschüren des DED, Fach- und Tageszeitungen fällt selbst bei einer kursorischen Durchsicht auf, dass deutsche Experten und Helfer aus Ost und West, wie ihre Kollegen aus Europa und den USA, geradezu stereotypisch in Szene gesetzt wurden: Sie sind meist in der Kleidung ihres Berufsstandes – als Krankenschwester, Metallarbeiter oder Lehrer – abgebildet, erklärend, mit technischen Gerätschaften in der Hand, umringt von aufmerksamen afrikanischen Zuhörern. Allein durch ihre in solchen Abbildungen geradezu immer eingehaltene zentrale Stellung, ihre helle Kleidung, ihre helle Haut, werden sie in den Fokus solcher Abbildungen gerückt. Es kommt kein Zweifel auf: *Sie* sind es, die den Weg in die Moderne bahnen, die »aufschließen« für den Fortschritt, missionieren und lehren. Solche Abbildungen weisen deutlich darauf hin, wie stark Vorstellungen von Zivilisation, Missionierung und Belehrung – zumindest in ihrer Inszenierung in Europa – etabliert waren.

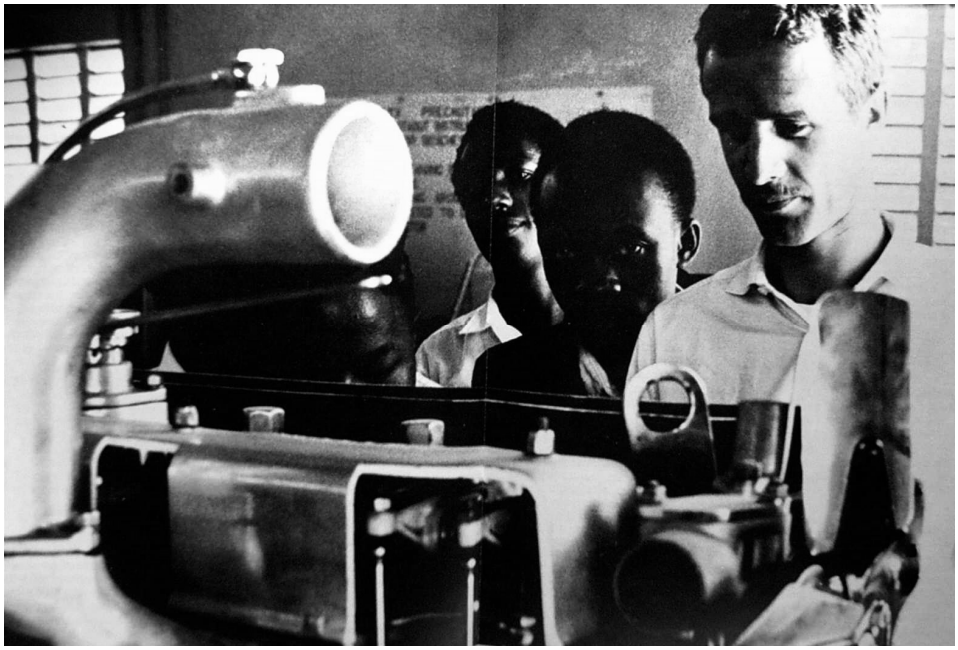


Abbildung 2: Freiwilliger beim praktischem Unterricht am Technical College in Dar-es-Salaam, Tansania, in: Deutscher Entwicklungsdienst (Hrsg.), Erster Bericht, Bad Godesberg 1966, S. 40–41.

Jene Abbildungen (Abb. 2) korrespondierten häufig mit Fotografien von vorgeblich »typischen« Afrikanern, die kaum bekleidet, mit Attributen ihrer Rückständigkeit (Kalebassen, Speere, Pfeil und Bogen) für Menschen von »gestern« standen. Die angebliche Rückständigkeit dieser Menschen wurde unterstrichen, indem man ihnen Zeichen der »modernen Zivilisation« gegenüberstellte, wie Autos, Maschinen und Ziegelhäuser. Deutlicher konnte kaum vermittelt werden, wo der Entwicklungsweg Afrikas und seiner Bewohner hingehen sollte.

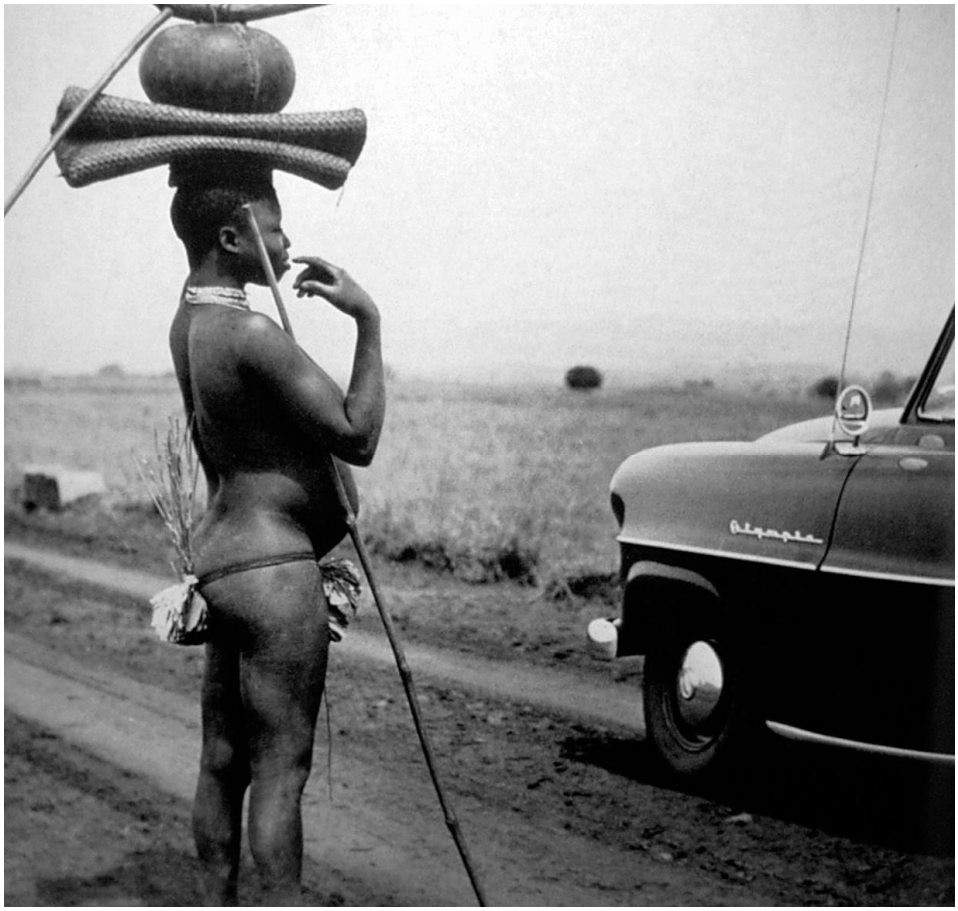


Abbildung 3: Zwei Welten, in: *Herbert Kaufmann,* Afrikas Weg in die Gegenwart, Braunschweig 1963, S. 290.

In der Bundesrepublik, wo es in der Bewerbung um Projektmittel häufig einen Wettbewerb gab, waren schriftliche und fotografische Inszenierungen des eigenen Beitrags an der Entwicklung Afrikas an der Tagesordnung. Anträge, Berichte oder Dankesschreiben an Mittel verteilende Institutionen – wie das Auswärtige Amt – boten hierfür Gelegenheiten. Gewissermaßen als Beweis der eigenen Leistung wurden Maschinen und errichtete Gebäude häufig zusammen mit Afrikanern gezeigt. Diese standen arbeitend, sauber und korrekt gekleidet gewissermaßen als lebende Beweise für die Erlösung von ihrem Elend.

In einem solchen Sinne nutzte beispielsweise die Missionsärztin Waltraud S.[120] aus dem St. Joseph Hospital in Kagondo, Tansania, im März 1965 die Gelegenheit eines Dankesschreibens an das Auswärtige Amt. Sie fügte ein Bild bei, auf dem sie umringt von zahlreichen, anscheinend glücklichen, proper gekleideten Afrikanern gezeigt wurde (Abb. 4).[121]

120 Alle hier und im Folgenden aus Akten zitierten Namen wurden verändert.

121 Schreiben aus dem St. Joseph Hospital, Kagondo an das Auswärtige Amt, 24.3.1965, PAAA, B 92 Kirchliche Entwicklungshilfe, 441 Entwicklungshilfe der Kirchen in Tanganyika 1962–67.



Abbildung 4: Bild der Missionsärztin Waltraud S. aus dem St. Joseph Hospital in Kagondo, Tansania. Schreiben, 24.3.1965, PAAA, B 92 Kirchliche Entwicklungshilfe, 441 Entwicklungshilfe der Kirchen in Tanganyika 1962–67.

An ein weiteres Schreiben von Waltraud S. an das Auswärtige Amt vom Januar 1968 geheftet findet sich eines der in solchen Quellen überaus häufigen »Vorher-Nachher-Bilder«. Hier ist am Boden sitzend ein nacktes, fast verhungertes Kind neben einem offensichtlich wohl genährten, frisch gekleideten zu sehen (Abb. 5).[122]

Deutlicher konnten Leistungen wohl kaum dokumentiert werden. Kinder waren besonders dankbare Objekte solcher Abbildungen, standen sie doch für »unverschuldetes Elend« und eine »sich auszahlende Investition« in die Zukunft, hatten sie ihr Leben noch vor sich. Scheinbar wie selbstverständlich, ohne jeglichen Skrupel, wurden die anvertrauten Schützlinge mit solchen Bildern zu anrührenden Objekten, um Geldgebern wirkungsvoll die Relevanz, Integrität und Nützlichkeit des eigenen Projekts zu demonstrieren. Die Häufigkeit solcher Verfahren spricht dafür, dass es sich um einen ganz gängigen Code der Präsentation innerhalb standardisierter bürokratischer Prozesse handelte. Auch boten sich bei Anträgen, Verwendungsnachweisen und Dankesschreiben häufig die einzigen Möglichkeiten, die eigene langjährige Tätigkeit in Szene zu setzen. Als Waltraud S. die genannten Schreiben ans Auswärtige Amt verfasste, war sie nahezu 50 Jahre in Kagondo tätig.

122 Schreiben aus dem St. Joseph Hospital, Kagondo an das Auswärtige Amt, 26.1.1968, PAAA, B 58 Technische Hilfe, Ref. III B 2 1162 Kirchenprojekte Tansania 1963–72.

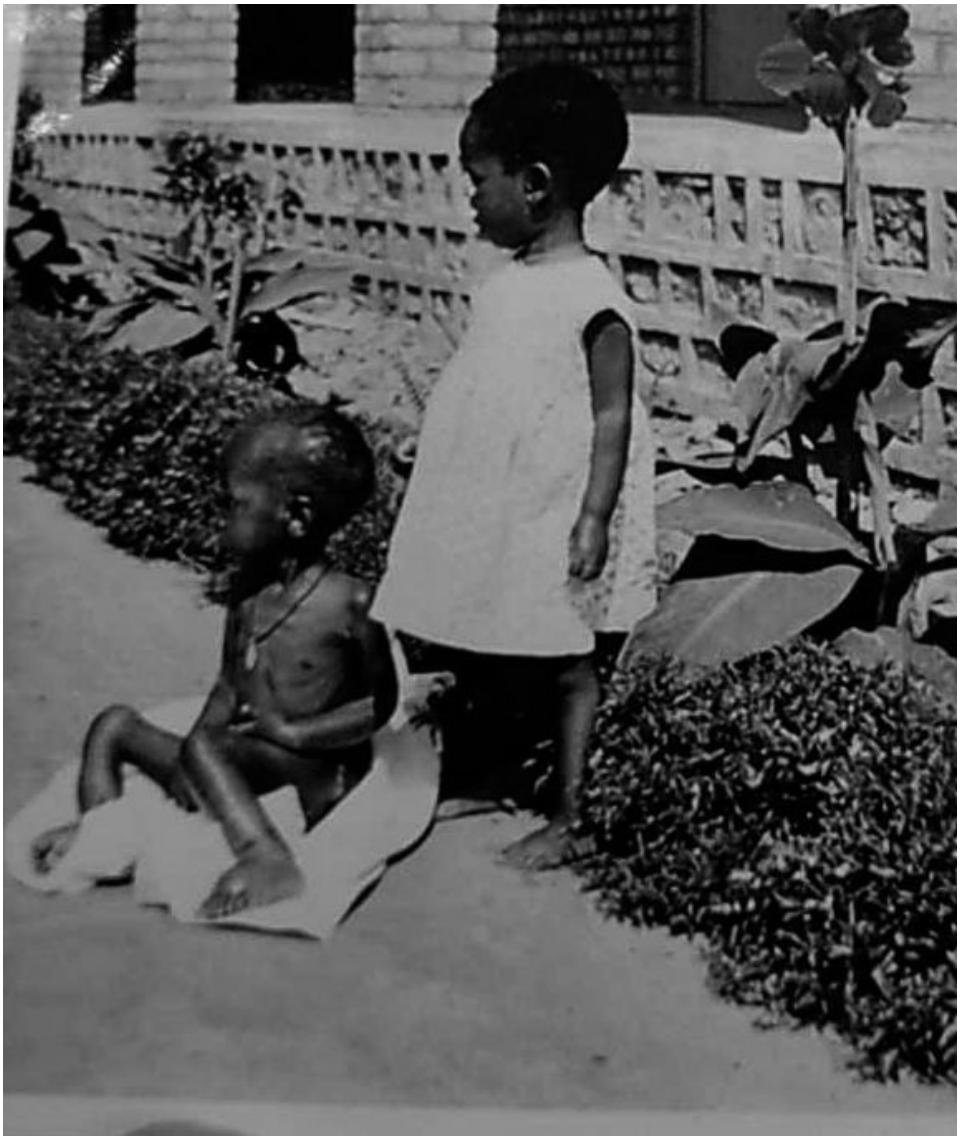


Abbildung 5: Bild aus dem St. Joseph Hospital Kagondo, Tansania. Schreiben, 26.1.1968, PAAA, B 58 Technische Hilfe, Ref. III B 2 1162 Kirchenprojekte Tansania 1963–72.

V. Die Probleme mit den Akteuren

Solche Inszenierungen sollten allerdings nicht den Eindruck erwecken, es habe ein grundsätzlich einvernehmliches Verhalten zwischen Zentrum und Peripherie der Entwicklungspolitik, zwischen Institutionen und Akteuren vor Ort gegeben. Das Gegenteil war der Fall. Immer wieder finden sich Anlässe, die zeigen, dass keineswegs davon ausgegangen werden kann, Entwicklungshelfer, Experten oder Brigademitglieder hätten eins zu eins

die Prämissen und Leitlinien der Entwicklungstheorien umgesetzt, was – wie eingangs herausgestellt – von Forschungsperspektiven allzu oft fälschlicherweise suggeriert wird. In beiden deutschen Staaten gab es – trotz sorgfältigster Auswahl der Praktiker – massive Konflikte zwischen Regierungen, entsendenden Institutionen und dem Personal vor Ort.

Ein erstes Problem stellten rassistische Ausfälle dar, die aus der Perspektive der verantwortlichen Beamten in Ministerien und Behörden – gerade vor dem Hintergrund der damals jüngsten Vergangenheit des Dritten Reichs – ein erhebliches Risiko darstellten, an Ansehen und Glaubwürdigkeit zu verlieren.

Im Juli 1969 telegrafierte ein Angestellter der bundesdeutschen Botschaft in Jaunde, Kamerun, dass die Vorwürfe gegen den Landwirtschaftsexperten Siegfried S. wegen »diskriminierenden Verhaltens« zuträfen und man die schnellstmögliche Abberufung des Experten empfehle.[123] Ein Botschaftsangehöriger habe persönlich feststellen müssen, dass S. zu einer »›kolonialen‹ Art des Umgangs mit kamerunischen Untergebenen« neige, »wodurch bei diesen unweigerlich starke Minderwertigkeitsgefühle hervorgerufen« würden. Weitere Recherchen hätten ergeben, dass S. sich auch gegenüber den »sehr einflußreichen ›local chiefs‹ […] anmaßend und wegwerfend« verhalten habe.[124] Letztlich habe S. das »von der Projektleitung mühsam erlangte gute Verhältnis zur schwierigen örtlichen Bevölkerung durch großspurige Reden im Kolonial- und sogar Hitlerstil« zerstört.[125] Er habe einem *Counterpart* sogar zugerufen: »Wenn Hitler noch am Ruder wäre, würden wir aus eurer Haut Schuhe machen.«[126] Der Imageverlust war aus der Perspektive von Angehörigen des Auswärtigen Amtes bei einem solchen Fall unermesslich.

Ähnlich war es, wenn sich beispielsweise Entwicklungshelfer des DED öffentlich zu Rassismus in der praktischen Arbeit äußerten. So ließ Manfred Dassio, Ende der 1960er-Jahre mit dem DED in Togo tätig, veröffentlichen: »Ich habe den Rassismus der Weißen erlebt – in den verschiedensten Graden. Der Extremfall war ein deutscher Werkstattbesitzer, der Lehrlinge, die sich seiner Meinung nach ungebührlich benahmen, von anderen Lehrlingen mit einem Stück Gartenschlauch verprügeln ließ.«[127] Auch bei sich selbst habe er immer wieder Rassismus festgestellt, wenn er »es nicht mehr aushalten konnte, daß in mondhellen Nächten kleine Kinder nachts um zwölf schreiend vor meinem Haus spielten«.[128] Alle Hoffnungen, diesem Rassismus dauerhaft zu entrinnen und eine Entwicklung von »unten in Gang setzen oder beschleunigen« zu können, hätten sich als »Illusion erwiesen«.[129] Das Verhalten von Siegfried S. und die Vorkommnisse, die Dassio schilderte, waren ganz offensichtlich keine Einzelfälle: 1961 war der Entwicklungssoziologe und Psychologe Ernst Eduard Boesch[130] zu dem Besorgnis erregenden Ergebnis gekommen, allzu oft mangele es den Experten an Idealismus, an »warmherzigem Humor, echtem sozialen Interesse«, Einfühlungsvermögen und an der »Bereitschaft, […] Spannungen spie-

123 Fernschreiben der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 2.7.1969, PAAA, B 58 Ref. III B 2 Technische Hilfe 749 Kamerun 1967–1969.

124 Bericht der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 16.7.1969, PAAA, B 58 Ref. III B 2 Technische Hilfe 749 Kamerun 1967–1969.

125 Bericht der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 2.7.1969, PAAA, B 58 Ref. III B 2 Technische Hilfe 749 Kamerun 1967–1969.

126 Ebd.

127 *Dassio,* S. 170.

128 Ebd.

129 Ebd., S. 171.

130 Boesch übernahm das 1962 an der Universität des Saarlandes gegründete »Institut für Entwicklungshilfe«, das später in »Sozialpsychologische Forschungsstelle für Entwicklungsplanung« umbenannt wurde. 1966 brachte er gemeinsam mit dem Siegener Volkswirtschaftler Hans Besters ein entwicklungspolitisches Lexikon heraus, das eine Grundlage für die Arbeit von Experten der GAWI und Entwicklungshelfer des DED darstellen sollte. *Hans Besters/ Ernst E. Boesch* (Hrsg.), Entwicklungspolitik. Handbuch und Lexikon, Stuttgart 1966.

lerisch zu lösen.« Sie würden kaum dazulernen – so Boesch. Auch nach jahrelangen Auslandseinsätzen würden sie zu »unberechtigten Gefühlen des Überlegenseins« neigen. Viele Experten gingen unhinterfragt davon aus, über eine »überlegene Kultur oder Technik, zuweilen auch über eine überlegene Religion oder Persönlichkeit« zu verfügen.[131]

Im Jahr 1965 war zudem der Insiderbericht Jan Bodo Sperlings zum Stahlwerkprojekt Rourkela in Indien erschienen. Dieser Bericht stand im Gefolge der 1958 publizierten Kritik an Experten der USA, »The Ugly American« von William J. Lederer und Eugene Burdick.[132] Sperling präsentierte hier einem breiten Publikum den übertriebenen Ordnungssinn, übersteigerte Zwänge zur Organisation, Schulmeisterei, Grobheit und Unduldsamkeit deutscher Techniker gegenüber ihren *Counterparts*.[133] Bezeichnungen wie der »hässliche Entwicklungsexperte« machten in Zeitungen die Runde.[134] Auch betroffene und geschädigte *Counterparts* meldeten sich zu Wort.[135]

Im Zuge dieser Kritik erstellte Hansjörg Elshorst 1969 im Auftrag der Bundesregierung eine Studie zur künftigen Auswahl und Ausbildung von Experten der Entwicklungshilfe. Er kam zu dem Ergebnis, dass vor allem »sozialpsychologische Gründe« wie »kulturelle Verschiedenheiten« zu »Überlegenheitsgefühlen und Vorurteilen« führen würden: Durch einen »normalen Ethnozentrismus« – so Elshorst – gelange man als europäischer Experte ganz automatisch zum »Bewußtsein kultureller Überlegenheit und manchmal sogar zur Verachtung der *Counterparts*«.[136] Dabei gingen Elshorst und andere Kritiker des Chauvinismus bzw. Rassismus deutscher Experten freilich selbst von einem Essentialismus »kultureller Unterschiede« aus und lösten sich nicht von rassistischen Denkmodellen, obwohl sie Letzteres ganz ausdrücklich für sich beanspruchten: Experten müssten begreifen, so Elshorst, dass es doch ein »biologischer Kurzschluß« sei, dass »soziale Erscheinungen« – die »Andersartigkeit von Kulturen« – »rassisch« (in einem körperlichen Sinne) begründet seien.[137] Die Kritik an Experten ging in der Bundesrepublik so weit, dass Entwicklungstheoretiker, wie beispielsweise der Ökonom Klaus Billerbeck, sich dafür aussprachen, »so wenig Experten wie möglich« vor Ort einzusetzen.[138]

Auch Experten aus der DDR waren, trotz dezidiertem Antikolonialismus und Antirassismus, von chauvinistischen bzw. rassistischen Äußerungen nicht ausgenommen. So schrieb Walter W., ein ostdeutscher Wirtschaftsexperte auf Sansibar, im Juli 1966 in sei-

---

131 Ernst Boesch, in: Protokoll eines Expertengesprächs am 24./25. Mai 1961, Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer, Inhalt und Methodik kurzfristiger Vorbereitungskurse für Fachkräfte, die in Entwicklungsländer gehen. Publikation der Deutschen Stiftung für Entwicklungsländer Dok. 35/61, E 6/61, S. 11, S. 13–15.

132 *William J. Lederer/Eugene Burdick,* The Ugly American, New York 1965.

133 *Jan Bodo Sperling,* Die Rourkela-Deutschen. Probleme der Verhaltensweisen deutscher Techniker auf einer Großbaustelle in Indien, Aachen 1965. Zur Rezeption von Sperlings Studie: *Gerd Pflaumer,* Die Krise der personellen Entwicklungshilfe, in: APuZ, B. 18/76, 1.5.1976, S. 30.

134 *Hans Jörg Wald,* Der häßliche Entwicklungsexperte, in: Die Zeit, 9.8.1974, S. 24; *ders.*, Kritik an Experten ernst nehmen, in: Der Auslandskurier 3/15, 1974, S. 30.

135 *Ngampring Roongrojdee,* Erfahrungen einer Thai in der Zusammenarbeit mit deutschen Experten, in: E+Z 6, 1975, S. 12 f.

136 Auswahl und Vorbereitung der GAWI-Experten und Entwicklungshelfer, Vorlage von Hansjörg Elshorst bei der Regelungskommission für die Auswahl und Vorbereitung der GAWI-Experten und Entwicklungshelfer im BMZ III A 1-T 402253/71, Bonn 17.8.1971 (»Elshorst-Papier«), S. 2 f.; vgl. Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer an das BMZ, 28.6.1971. BArch Koblenz B 213 329.

137 »Elshorst-Papier«, S. 3, ebd.

138 *Klaus Billerbeck,* Reform der Entwicklungshilfe auf der Basis der bisherigen Erfahrungen, Hamburg 1961, S. 61. Billerbeck wurde im März 1964 gemeinsam mit Gerd Brand Institutsleiter des neu gegründeten »Deutschen Instituts für Entwicklungspolitik«.

nem Abschlussreport an das ZK der SED: Er müsse zugeben, dass er es nicht vermocht hätte, bei der Verstaatlichung des Binnenhandels ein gut funktionierendes Netz an Verkaufsstellen aufzubauen. Er hätte alles versucht, um möglichst eng und einfühlsam mit den Afrikanern zusammenzuarbeiten. Ja, er habe sogar selbst Hand angelegt, als es galt, Läden nach dem Muster der HO-Ketten auf Sansibar zu eröffnen. Doch abgesehen davon, dass W. ständig von der korrupten Sansibar-Regierung sabotiert worden sei, seien die Afrikaner – und besonders die »schwarzer Hautfarbe« – nun doch durch die Kolonialherrschaft »zerbrochen«. Sie hätten gänzlich und »irreversibel« gar kein Verantwortungsbewusstsein, kein Streben nach Bildung, keinen Sinn für Sauberkeit und Pünktlichkeit.[139]

Häufig gab es auch negative Berichte über das Verhalten von Experten untereinander: In ostdeutschen Projekten auf Sansibar wurde mehrfach »kleinliches und egoistisches Denken« attestiert, was die »Fortschritte in der gemeinsamen Sache« geradezu verhindere.[140] Wenn auch solche Äußerungen der geradezu rituellen Klage über Missstände im Genre der DDR-Behördenprosa geschuldet sind[141], so sollte man sie nicht auf bloße Sprachfloskeln reduzieren. Sie sind vielmehr als Eingeständnisse des Scheiterns bei der Durchsetzung solidaritätspolitischer Strategien und von Konflikten zwischen Institutionen und Akteuren vor Ort ernst zu nehmen, wie noch später zu zeigen sein wird.

Auch afrikanische *Counterparts* gerieten häufig in Konflikt mit den Behörden, denen sie unterstanden. Immer wieder stellten Behörden und Ministerien fest, dass die Entwicklungsbeamten nur wenig Erfolge aufzuweisen hätten.[142] Ähnlich wie bei deutschen Experten waren hier Arroganz, Überheblichkeit und Gewalt eine Ursache.[143] *Counterparts* stammten in der Regel aus der Schicht der staatlichen Bürokratie und wohlhabender Bauern.[144] Sie waren meist schon in der Kolonialzeit in Entwicklungsbehörden tätig, pflegten ihre traditionellen Netzwerke und rekrutierten ihren Nachwuchs aus dem Kreis der Familie und Freunde, ohne Ansehen der Qualifikationen. Im Zuge der Afrikanisierung von Behörden, die als Weg zur Eigenständigkeit aufgefasst wurde, waren *Counterparts* häufig ganz aktive Teilhaber einer *imagined community* und einer »erfundenen Tradition« afrikanischer »Stammesmentalität«.[145] Sie führten ihren sozialen Aufstieg aus der Kolonialzeit fort und repräsentierten – zumindest ihrer Sichtweise nach – das in die Zukunft gewandte »menschliche« Kapital des neuen Staates. Dies erzeugte bei vielen dieser Auf-

---

139 Vgl. Abschlußbericht über den Einsatz als Berater für Binnenhandel bei der Regierung Zanzibar/Tanzania an das Ministerium für Handel und Versorgung, 1.7.1966, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 965, 966, insb. S. 5 f.; Bericht an das Außenministerium, 5.11.1965, insb. S. 2, 4, Bericht an den Konsul der DDR, 28.11.1965, S. 2 f., SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 957.

140 Expertenbericht über den Einsatz in Sansibar, 5.11.1965, S. 6, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 957.

141 Vgl. *Matthias Judt*, »Nur für den Dienstgebrauch« – Arbeiten mit Texten einer deutschen Diktatur, in: *Alf Lüdtke/Peter Becker* (Hrsg.), Akten, Eingaben, Schaufenster: Die DDR und ihre Texte, Berlin 1997, S. 29–38; *Ralph Jessen*, Diktatorische Herrschaft als kommunikative Praxis. Überlegungen zum Zusammenhang von »Bürokratie« und Sprachnormierung in der DDR-Geschichte, in: ebd., S. 57–75.

142 Vgl. beispielsweise zu Tansania *Bernd B. Schaffer,* Comparisons, Administration, and Development, in: Political Studies 19, 1971, S. 327–337; *Clyde R. Ingle,* From Village To State in Tanzania. The Politics of Rural Development, Ithaca etc. 1972, S. 128; *Klaus W. von Sperber,* Public Administration in Tanzania, München 1970, S. 35.

143 Vgl. *Ingle*, S. 174.

144 *Michaela von Freyhold,* Government Staff and Ujamaa Villages, Department of Economics, University of Dar es Salaam, o. J., S. 4 f., zitiert nach: *Rolf B. Baldus,* Zur operationalen Effizienz der Ujamaa Kooperative Tansanias, Göttingen 1976, S. 105.

145 Vgl. *Benedict Anderson,* Imagined Communities, New York 1983; *Terence Ranger/Eric Hobsbawm* (Hrsg.), Invention of Tradition, Cambridge 1992.

steiger einen Habitus, der zwischen Dankbarkeit gegenüber Klientel- und Staatsbeziehungen einerseits sowie Paternalismus gegenüber beispielsweise den angeblich »primitiven« und »rückständigen« Bauern changierte.[146] Nicht von ungefähr wurden Afrikaner, die als *Counterparts* während der 1960er- und 1970er-Jahre arbeiteten, von Historikern als »Entwicklungsfront«[147] bezeichnet. Besonders in ländlichen Gebieten führte ihr häufig paternalistisch-autoritärer Habitus, ihre überaus eifrige Aufgeschlossenheit allem gegenüber, was als »modern« und »fortschrittlich« galt, ihre Rigorosität und ihre tradierte Strukturen abwertende Art zu Widerständen und Unwillen der Bauern; so ist jedenfalls in entsprechenden Protokollen von Bezirksversammlungen zu lesen.[148] *Counterparts* wurden daher oft distanziert als »staff people«, als »wasitafu«, als Vertreter des Staates, bezeichnet.[149] Diese Spannungen führten schließlich auch zu Problemen mit den Behörden, sahen diese doch die Durchsetzung der Entwicklungspläne gefährdet.[150] Deutsche Entwicklungshelfer waren ebenfalls keine bloßen Erfüllungsgehilfen der Entwicklungspolitik: Im Jahr 1965 erwog die Bundesregierung unter Anwendung der sogenannten Hallstein-Doktrin sämtliche Entwicklungsprojekte in Tansania einzustellen, da die dortige Regierung diplomatische Beziehungen mit der DDR aufgenommen hatte. Dies führte zu großen Widerständen unter den in Tansania tätigen Entwicklungshelfern des DED. Immer wieder wurde die massive öffentliche Kritik laut, dass die Bundesregierung die Entwicklungshilfe, ein humanitäres Unterfangen, in unmoralischer Weise als politisches Druckmittel einsetze.[151]

Auch im alltäglichen Leben empfanden Entwicklungshelfer – so äußerten sie jedenfalls in rückblickenden Berichten – die Vielzahl von Geboten und Verboten der »Mutter DED, die in den Anfangsjahren für alles sorgte« als provozierend; man suchte immer wieder Wege, um sich der Gängelei zu entziehen.[152] Axel von dem Bussche, ein geschäftsführender Direktor des DED, war anscheinend trotz aller Vorkehrungen nicht mit dem Verhalten der Entwicklungshelfer in Tansania zufrieden. Nachdem er 1965 von einer Projektrundreise zurückkehrte, berichtete er dem Verwaltungsrat des DED, man müsse unbedingt Vorkehrungen gegen »moralische Verfehlungen« im Gastland treffen, die besonders in der Großstadt Dar es Salam drohen würden. Es wurde die Arbeitsgemeinschaft zum Thema »Verhalten der Freiwilligen im Gastland« gebildet, die Ratschläge für weitere Gebote und Verbote erarbeitete.[153]

Sehr häufig kam es auch zu Problemen zwischen FDJ, FDGB und Mitgliedern der FDJ-Freundschaftsbrigade, obwohl man bei ihrer Auswahl ganz besonders auf ihre »Kaderfähigkeit« geachtet hatte. Zumindest nach Visitationsberichten waren Klagen über »eigensinniges« Verhalten, Republikflucht, Arbeitsverweigerungen und Konflikte über politische Themen an der Tagesordnung. Solche Äußerungen waren keineswegs nur der rituellen Herausstellung von Unbill und Schwierigkeiten geschuldet, die Aufzeichnun-

146 Zahlreiche Beispiele bei: *Thoden van Velzen.*

147 *Lionel Cliffe/John S. Saul,* The District Development Front in Tanzania, Leiden 1970, S. 1.

148 Vgl. *Ingle,* S. 90; *Jannik Boesen/Birgit Störgad Madsen/Tony Moody,* Ujamaa Socialism from Above, Uppsala 1977; *Michaele von Freyhold,* Ujamaa Villages in Tanzania – Analysis of a Social Experiment, New York etc. 1979; *Scott,* insb. S. 103–146, 223–261.

149 *Thoden van Velzen*.

150 Vgl. beispielsweise zu Tansania *Schaffe; Ingle,* S. 128.

151 *Günther Wöhlk,* Warten auf Koffern – Hallstein-Doktrin in Tansania, in: *Willi Erl/Hans-Dietrich Pallmann* (Hrsg.), Betrifft: Zusammenarbeit. 25 Jahre Deutscher Entwicklungsdienst, Berlin 1988, S. 52–56.

152 *Lothar Beblo/Klaus Frahm/Günter Wöhlk,* Bei Allah! Das ist doch eine Ungerechtigkeit! Mitarbeiter erinnern sich, in: *Erl/Pallmann,* S. 45–50, hier: S. 49.

153 Vorlage zu Vertrag und soziale Sicherung für Freiwillige des DED, 10.3.1965, DED-Archiv, Bd. VR 7/64–3/65; Protokoll des Verwaltungsrates, 24.8.1965, DED-Archiv, Bd. Niederschriften VR 1/63–8/67. Vgl. *Hein,* S. 91.

gen von DDR-Behörden prägten.[154] Vielmehr ist zu vermuten, dass sie auf tatsächlich stattgefundene Konflikte zwischen entsendenden Institutionen und Akteuren vor Ort hinweisen. Selbst das Prestigeobjekt der frühen Solidarität der DDR in Afrika, die Mustersiedlung Bambi, die von einer FDJ-Freundschaftsbrigade auf Sansibar Anfang der 1960er-Jahre aufgebaut wurde, war von solchen Schilderungen nicht ausgenommen: »Der Stolz, als Mitglied einer FDJ-Freundschaftsbrigade anzugehören«, sei leider nur wenig entwickelt, ist in einem Bericht des FDGB aus Bambi vom März 1969 zu lesen.[155] Auch eine eigens gebildete Arbeitsgruppe hätte hier keine Abhilfe schaffen können.[156] Man war mehrfach nach Sansibar gereist und hatte festgestellt, dass auch die Beziehungen zu den Verbindungsleuten der Brigade in Berlin »gestört« seien. Immer wieder wurden die Berliner von den Brigademitgliedern als »herzlos, bürokratisch oder unkorrekt« bezeichnet.[157] Auch vor Ort sei »die Atmosphäre ernsthaft gestört«.[158] Die Mitglieder würden sich gegenseitig »Fehler bei der Erziehung von afrikanischen Hilfsarbeitern und schlechte Arbeitsdisziplin« vorwerfen.[159] Immer wieder käme es zu »unsauberen Beziehungen« und in Folge dessen zu »Zerwürfnissen« und »Prügeleien«.[160] Der Leiter der Brigade, Reinhold G., sei bereits aufgrund »moralischer Verfehlungen und schlechter Führungsarbeit« von seiner Aufgabe entbunden worden.[161] Das Brigademitglied Anita T. habe »schädigende Kontakte zu reaktionären Kräften Sansibars« gepflegt.[162] Günter K. sei »republikflüchtig«.[163] Der Berichterstatter fasst zusammen:

> »Der Leiter der Brigade Genosse G. besaß nicht die politische und menschliche Führung eines Kollektivs unter den komplizierten Bedingungen, wie sie in Sansibar herrschen. Dadurch wurde in den letzten Monaten das bisher einheitlich und geschlossen aufgetretene Kollektiv der Brigade in seinem Inneren ernsthaft gestört. […] Es mangelte der Brigade an Vertrauen zueinander und an stringenter politischer Arbeit. Diese Situation wurde verstärkt durch die Empfindlichkeit und Reizbarkeit, die in den Tropen größer ist als in Europa.«[164]

Eine im Sinne des ZK der SED politisch adäquate revolutionäre Aufbauarbeit war – zumindest nach diesem Bericht – bei der Freundschaftsbrigade in Bambi auf Sansibar nicht möglich. Das ist ein bemerkenswerter Befund, handelte es sich hier doch um eine immer wieder als mustergültig bezeichnete Brigade, die als verantwortlich für das gute Ansehen der DDR in Ostafrika galt.

Insgesamt sind die Konflikte zwischen Institutionen und Akteuren vor Ort, ob sie nun Rassismus, kolonialem Paternalismus oder freiheitlicher Kritik an politischen Prämissen geschuldet waren, nicht zuletzt auf die generationellen Hintergründe der Akteure zurückzuführen. So waren Landwirtschaftsexperten aus der Bundesrepublik Deutschland wie

---

154 Vgl. *Judt*; *Jessen*.

155 Bericht über den Aufenthalt der Arbeitsgruppe »Brigaden der Freundschaft« Berlin, 18.3.1969, S. 5, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 961.

156 Ebd., S. 2.

157 Bericht über den Aufenthalt einer Delegation der FDJ auf Sansibar, 24.1.1969, S. 13, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 961.

158 Bericht über den Aufenthalt der Arbeitsgruppe »Brigaden der Freundschaft« Berlin, 18.3.1969, S. 2, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 961.

159 Ebd.

160 Bericht über den Aufenthalt einer Delegation der FDJ auf Sansibar, 24.1.1969, S. 12, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 961.

161 Bericht über den Aufenthalt der Arbeitsgruppe »Brigaden der Freundschaft« Berlin, 18.3.1969, S. 3 f., SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 961.

162 Gemeint waren Inder, einige Angehörige des sansibarischen Kabinetts und des amerikanischen Konsulats.

163 Bericht über den Aufenthalt der Arbeitsgruppe »Brigaden der Freundschaft« Berlin, 18.3.1969, S. 4, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 961.

164 Ebd., S. 5.

auch der DDR häufig noch in Institutionen des Nationalsozialismus ausgebildet worden und entsprechend sozialisiert.[165] Die Grenzen des Sagbaren in Bezug auf Rassismen waren bei diesen Akteuren anscheinend ausgesprochen weit gesteckt. Entwicklungshelfer und Mitglieder von Solidaritätsbrigaden waren hingegen mit postkolonialen Theorien ebenso wie mit der Kritik am Rassismus der Elterngeneration aufgewachsen. Zu ihrem Habitus – so ließe sich thesenhaft formulieren – gehörten expliziter Antirassismus, Zweifel und Selbstkritik. Diese Annahme wird im Folgenden anhand der Aufzeichnungen der Akteure selbst noch einer ausführlichen Überprüfung unterzogen.

VI. Erfahrungen, Zweifel und Reflexionen

Tagebücher und Briefe weisen – ähnlich wie die bereits erwähnten Beschwerden, die die problematische Praxis thematisieren – auf große Zweifel von Entwicklungshelfern an den Prämissen und am Sinn ihrer Tätigkeit hin. Manfred Dassio, von 1967–1969 als Entwicklungshelfer des DED in Togo mit landwirtschaftlichen Projekten beschäftigt, schrieb für eine zur Veröffentlichung bestimmte Berichtssammlung beispielsweise: Häufig sei es ihm nicht gelungen, das »subjektive Bedürfnis und den Bewußtseinsstand der Bevölkerung« zu berücksichtigen. Er müsse daher auf einige »Entwicklungshilferuinen« zurückblicken.[166] Dassios Kollege Malte Koos, 1968 Lehrer an einer technischen Schule in Tansania, ließ drucken, dass ihm die zwei Jahre Entwicklungsarbeit »nicht viel mehr als zwei Jahre verpasste Gelegenheiten« vorkommen.[167] Eine solche Sichtweise findet sich immer wieder in den Ego-Dokumenten von westdeutschen Entwicklungshelfern der Zeit.

Auch Kolonialschuld war immer wieder ein Thema. Der öffentliche westdeutsche Diskurs belegte den deutschen Kolonialismus in Afrika und die in diesem Zusammenhang verübten Verbrechen mit einer Politik des Schweigens.[168] Entwicklungshelfer nutzten allerdings Publikationen, um ihre Auseinandersetzungen mit dem Kolonialismus, bisweilen ihre Kolonialschuld, zur Sprache zu bringen: Koos schrieb beispielsweise, dass er sich »verantwortlich als Europäer« fühle, »einen Ausgleich für die Ausbeutung während der Kolonialzeit zu schaffen«.[169] Sein Kollege Peter B. Szuca, Lehrer an einer Sekundarschule am Viktoriasee, hingegen meinte, man dürfe nicht mit einem falschen Bezug auf die »zweifellos schlechte deutsche Kolonisierung« die »Entwicklungshilfe mit Almosen« verwechseln. Doch müsse man immer daran denken, dass die Menschen in Tansania »Verletzte« seien, die »wir verletzt haben und zum Teil weiter verletzen«.[170] Es liegt nahe, dass es in solchen Äußerungen implizit auch um eine Bearbeitung deutscher Kollektivschuld der ersten Generation nach dem Holocaust ging.[171]

---

165 Dies galt z. B. für die Fachschule Witzenhausen/Hessen. Vgl. *Reinhold Köster*, Die Deutsche Kolonialschule GmbH, Witzenhausen. Rückblick und Ausblick, Januar 1946, Maschinenschriftliches Manuskript, S. 14 f.

166 *Dassio,* S. 164.

167 *Malte Koos,* Irgendwie haben wir es doch geschafft, in: *Ries,* S. 145–157, hier: S. 156.

168 Vgl. in diesem Zusammenhang insb. *Maguèye Kassé,* Kulturpolitik als Erinnerungspolitik, in: *Steffi Hobuß/Ulrich Lölke* (Hrsg.), Erinnern verhandeln. Kolonialismus im kollektiven Gedächtnis Afrikas und Europas, Münster 2007, S. 211–221, hier: S. 218 f. *Janntje Böhlke-Itzen,* Kolonialschuld und Entschädigung. Der deutsche Völkermord an den Herero 1904–1907, S. 96 ff.

169 *Koos,* S. 146.

170 *Peter B. Szuca,* Tanzania – Land des Ujamaa, in: *Ries,* S. 195–213, hier: S. 198.

171 Vgl. *Norbert Frei,* Deutsche Lernprozesse. NS-Vergangenheit und Generationenfolge seit 1945, in: *Heidemarie Uhl* (Hrsg.), Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts, Wien 2003, S. 87–102.

Aus vielen Bemerkungen spricht auch – so kann man in Anlehnung an Georg Simmels »Exkurs über den Fremden« sagen – die Einheit der »Beweglichkeit« sozialer und kultureller »Erfahrungen« einerseits mit der »Fixiertheit« auf die eigene Kultur andererseits.[172] Kurzum wurde immer wieder das »Nicht-Entrinnen-Können« aus der eigenen Kultur beschrieben, das letztendlich jeglichen Kontakt zu den Indigenen fraglich mache. Rainer Leskien, als Schlosser mit einer Freundschaftsbrigade der FDJ 1978 in Luanda tätig, schrieb in sein Tagebuch:

»Hoch thronen wir auf den Sitzbänken unseres Lastwagens, der sich langsam durch die unbefestigten, aschroten Gassen [in den Musseques, den Slums von Luanda] drängt. Ich möchte alles sehen, und möchte mich vor Scham verkriechen. Wir besichtigen das Elend. Die Hellhäutigen gehen mit Distanz unter das Volk. Die Jungen neben mir übertreffen sich im Eifer, alles zu fotografieren. […] Das mit Ausschlag übersäte Kind auf dem Arm seiner flott gekleideten Mutter, die uns mit einer obszönen Geste lockt. Eine zur Straße hin offene Schneiderwerkstatt, in der verdreckte Kinder spielen, deren Blöße kaum bedeckt ist. Die altersschiefe Lehmkate, vor der ein Soldat sitzt, das amerikanische Schnellfeuergewehr auf den Knien. […] Die Erwachsenen lächeln in die Kameras – müde und unverbindlich, sich die Fliegen von Hals und Kopf vertreibend. […] Es ist schlimm. Beides. Die Hütten aus Blechabfällen und Lehm, der Gestank und die Fotografen auf dem […] Laster Made in GDR. […] Die Wonnen und die Traurigkeit der Welt-Anschauung an sich selbst erfahren – Denken in politischen Kategorien ohne Longe, in sinnlicher Berührung mit dieser Welt muß trainiert werden. Wir sind in der ersten Runde. Bisher haben die Jungen vor allem in Schwerin, Halle oder Gera geübt, in klimatisierten Räumen gewissermaßen, jetzt werden die Dimensionen ein wenig größer und niemand ist da, der sagt, das ist gut und das ist böse. Die Kontraste scheinen unvereinbar.«[173]

Die Präsentationen und Wahrnehmungen des »Anderen« und »Exotisierten« – um in diesem Zusammenhang treffende Ansätze von Stuart Hall und James Clifford aufzugreifen[174] – sind bei näherer Betrachtung der Aufzeichnungen von Praktikern der Hilfe in Afrika ausgesprochen vielschichtig und widersprüchlich. Zentral ist hier auch die Debatte über Zweischneidigkeiten bei der Wahrnehmung indigener Verhältnisse. So konnte es vorkommen, dass Entwicklungshelfer über die »Zerstörung des alten Afrika« klagten und sich dabei gleichzeitig, wie Peter B. Szuca bei einem Ausflug an den Viktoriasee, beim Tanzen und Trommeln der Afrikaner bei »herrlichen und erschrecklichen Gefühlen« ertappen.[175] »Aber wehe«, so Szuca weiter, »wenn nur das kleinste bißchen dieser ›exotischen Welt‹ es sich erlauben sollte, anders als exotisch zu sein und nur ganz gewöhnlich! Wehe, wenn diese Menschen von uns ein ganz gewöhnliches Engagement verlangen sollten, gar nicht exotisch, auch nicht unsere große Nächstenliebe erwarten sollten, sondern nur schlichte und gar nicht exotische Gleichheit und Gleichbehandlung; wehe, wenn diese exotische Welt je ›gewöhnlich‹ werden sollte!«[176]

Bei einer Durchsicht von publizierten Berichten west- und ostdeutscher Experten und Entwicklungshelfer vor Ort fällt insgesamt für die 1960er- bis 1970er-Jahre auf: Sie sind voller Fragen, Kritik und Selbstzweifel. Vor welchem Hintergrund solche Texte auch immer verfasst sind, dokumentieren sie deutlich, dass ihre Autoren nicht als unreflektierte Erfüllungsgehilfen staatlicher Politik angesehen werden können.

---

172 Vgl. *Georg Simmel,* Exkurs über den Fremden [1908], in: *ders.*, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Frankfurt/Main 1992, S. 764–771.

173 *Leskien,* Fremde, S. 278.

174 *James Clifford*, The Predicament of Culture. Twentieth Century Ethnography, Literature, and Art, Cambridge/Mass. 1988, S. 5 f. *Stuart Hall,* The Spectacle of the ›Other‹, in: *Stuart Hall* (Hrsg.), Representation. Cultural Representations and Signifying Practices, London 1997, S. 223–290.

175 *Szuca,* S. 208 f.

176 Ebd., S. 209.

Allerdings sollte man Äußerungen zu Zweifeln und persönlichem Scheitern nicht ohne weiteres als Ausdruck »authentischer« Einstellungen und Gefühle ansehen. Vermutlich wurde hier auch unter dem Eindruck der in den 1960er-Jahren durchaus weit verbreiteten postkolonialen Kritiker geschrieben. Die Lektüre von Frantz Fanon, Léopold Sédar Senghor oder Aimé Césaire war in Ost und West an der Tagesordnung.[177] Die Zeichen der Zeit verlangten, solche Kritiker zur Kenntnis und ernst zu nehmen. Es erschien mittlerweile weitgehend undenkbar, Berichte vom eigenen Aufenthalt zu veröffentlichen, ohne darin Selbstkritik zu üben und Zweifel zu äußern.[178] Möglich ist auch, dass intensive Selbstbezichtigungen absichtsvolle Inszenierungen waren. Pascal Bruckner sprach in diesem Zusammenhang vom »Schluchzen des weißen Mannes«, womit er ein Amalgam aus Selbstmitleid und Beherrschungsstrategien umschrieb, das nicht zuletzt apodiktische Entscheidungen der Entwicklungshilfe rechtfertigen half und somit in der Tradition autoritär-kolonialer Diskurse stand.[179]

VII. Afrikanische Perspektiven

Eine Geschichte von Deutschen in der Entwicklungshilfe und Solidarität wäre unvollständig, fragte man nicht zumindest ansatzweise nach deren Wahrnehmung und Einschätzung in Afrika. Wenngleich in diesem Aufsatz themenbedingt keine ausführliche Debatte hierzu geleistet werden kann, so ist zumindest die Arena abzustecken, in der Historiker afrikanische Perspektiven zur Thematik fassen können. Hier ist zunächst die Ebene der Entwicklungsinstitutionen, Ministerien und Behörden zu untersuchen.

Minister oder Entwicklungsbeamte auf Sansibar, in Tansania, Togo oder Kamerun lobten deutsche Entwicklungshelfer bzw. Brigademitglieder häufig für ihren Enthusiasmus und ihr Engagement.[180] Anders als Mitglieder der amerikanischen *Peace Corps*, die nur »das Abenteuer«, ihr Vergnügen und ihre Freiheiten im Sinn hätten sowie sich den Gepflogenheiten vor Ort nicht anzupassen verstünden[181], seien deutsche Jugendliche – so liest man immer wieder – ernsthaft engagiert und mit viel Geschick um ihren Beitrag zur Entwicklung des Landes bemüht.[182] Solche Äußerungen, die sich oft auch gegen Entwicklungshelfer der ehemaligen Kolonialmacht richteten, sind freilich auch vor dem Hintergrund einer dezidierten Distanz von (neo-)kolonialen Strukturen zu sehen, als deren Stütze bisweilen die USA angesehen wurde. Es liegt nahe, dass die deutschen Staaten mit

177 Vgl. *Frantz Fanon,* Die Verdammten dieser Erde, Frankfurt/Main 1966 [1961]; *Léopold Sédar Senor,* Negritude und Humanismus, Düsseldorf 1967 [1964]; *Aimé Césaire,* Diskurs über den Kolonialismus, Berlin 1968 [1950].

178 Vgl. *Paul Michael Lützeler,* Der postkoloniale Blick. Deutschsprachige Autoren berichten aus der Dritten Welt, Frankfurt/Main 1996, S. 222–237.

179 Vgl. *Pascal Bruckner,* Das Schluchzen des weißen Mannes. Europa und die Dritte Welt: Eine Polemik, Berlin 1984.

180 Vgl. entsprechende Gutachten und Briefe für Sansibar und Tansania, SAPMO-BArch DY 30 IV A 2/20 961, ZK der SED, Internationale Verbindungen; Bericht über den Aufenthalt einer Delegation der FDJ auf Sansibar, S. 10, PAAA, Auslandsvertretung Dar es Salam, Tansania 8209, DED 1965–69.

181 Zur bisweilen massiven Kritik an Angehörigen der amerikanischen *Peace Corps*: *Robert B. Textor,* Conclusion, Problems, and Prospects, in: *Robert M. Textor,* Cultural Frontiers of the Peace Corps, Cambridge/Mass. etc. 1966, S. 299–344; *Julius A. Amin,* The Peace Corps in Cameroon, Kent/Oh. etc. 1992, S. 159–174; *Hoffmann,* S. 217–250.

182 Vgl. entsprechende Gutachten und Briefe für Sansibar und Tansania in: ZK der SED, Internationale Verbindungen, SAPMO-BArch DY 30 IV A 2/20 961; Bericht über den Aufenthalt einer Delegation der FDJ auf Sansibar, S. 10, PAAA, Auslandsvertretung Dar es Salam, Tansania 8209, DED 1965–68.

ihrer lang zurückliegenden Kolonialvergangenheit gelegen kamen, um durch Zustimmung und Lob zu ihren Entwicklungshelfern Aktivitäten aus den USA, Großbritannien oder Frankreich mehr oder minder explizit zu diskreditieren. Wie auch immer solche Äußerungen im Einzelnen zu bewerten sind, es ist festzuhalten: Es wurde in den 1960er- und 1970er-Jahren kaum Kritik an jungen Deutschen in der Entwicklungshilfe und Solidarität geübt.

Bei den Experten war dem allerdings ganz und gar nicht so. Hier wurde kein Blatt vor den Mund genommen. Der in der Einleitung dieses Aufsatzes erwähnte Hans-Joachim Heinz wurde unter öffentlichen Vorwürfen des Rassismus und der Ausbeutung ethnischer Minderheiten von der Regierung Botswanas des Landes verwiesen und zur *persona ingrata* erklärt.[183] Den westdeutschen Experten Siegried S., der – wie gezeigt – wegen seines »diskriminierenden, rassistischen Verhaltens« gegenüber den afrikanischen *Counterparts*[184] und seiner »Reden im Hitlerstil« aufgefallen war[185], verwies die Regierung von Kamerun des Landes. Das Außenministerium von Kamerun erklärte zudem gegenüber der deutschen Botschaft in Jaunde, dass man künftig *solche* Experten nicht gebrauchen könnte.[186] Das ebenfalls beschriebene Projekt des Wirtschaftsexperten Walter W. auf Sansibar wurde nicht verlängert. Unter dem Vorwurf, der Experte hätte es an fachlichen wie menschlichen Qualifikationen mangeln lassen, bestand die Regierung von Sansibar darauf, dass W. nicht auf seinen Posten zurückkehre.[187] Solche Maßnahmen waren keine Einzelfälle und sprechen für sich. Anfang der 1970er-Jahre konstatierten Mitarbeiter des BMZ überdies eine »allgemeine Expertenmüdigkeit« in den Entwicklungsländern, besonders in Afrika südlich der Sahara.[188]

Immer wieder äußerten sich auch entwicklungspolitisch versierte Vertreter aus Afrika ausgesprochen kritisch zu Experten. Beispielsweise ist vom Togoer Volkswirtschaftler Samuel Kodjo 1972 im *Auslandskurier*, der Zeitschrift bundesdeutscher Experten, unter der Überschrift »Wenn der weiße Mann alles weiß« zu lesen: Allein schon aufgrund ihrer »institutionellen, finanziell und technisch bedingten Machtposition« würden Europäer oder Amerikaner ihre afrikanischen *Counterparts* immer als »Untertanen« ansehen. Die Afrikaner würden ständig nur als »Objekte gemaßregelt«. Auch sei bei europäischen Experten und besonders deutschen ein »Rassenbewußtsein nahezu institutionalisiert«.[189] Sie würden in allen ihren Handlungen – bewusst oder unbewusst – von der »Rassenüberlegenheit der Weißen« ausgehen. Daraus entstehe die »wohlbekannte Überheblichkeit des weißen Mannes«. Diese »Überheblichkeit« wiederum drücke aus, dass »der weiße Mann« alles wisse und »alle Rezepte für die Lösung sämtlicher Probleme für die Entwicklungsländer parat« habe, »während die Eingeborenen des Gastlandes Ignoranten« seien und »in

183 Johannesburg Sunday Times, 21.9.1975, S. 1.

184 Fernschreiben der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 2.7.1969, PAAA, B 58 Ref. III B 2 Technische Hilfe 749 Kamerun 1967–1969.

185 Bericht der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 16.7.1969, PAAA, B 58 Ref. III B 2 Technische Hilfe 749 Kamerun 1967–1969.

186 Fernschreiben der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 2.7.1969, Bericht der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 2.7.1969, PAAA, B 58 Ref. III B 2 Technische Hilfe 749 Kamerun 1967–1969.

187 Abschlußbericht über den Einsatz als Berater für Binnenhandel bei der Regierung Zanzibar/ Tanzania an das Ministerium für Handel und Versorgung, 1.7.1966, SAPMO-BArch DY 30 IV A 2/20 965, 966.

188 Bericht über die Fachkräfte der Technischen Hilfe an das BMZ von Referat III B 4-T 4100–28/71, 24.5.1971, BArch Koblenz B 213 5483 Fachkräfte der technischen Hilfe 1971.

189 *Samuel Kodjo,* Wenn der weiße Mann alles weiß. Außenseiter und Hauptakteur. Deutsche Entwicklungsexperten in der Sicht der Entwicklungsländer, in: Auslandskurier 13, 5, 1972, S. 19 f., hier: S. 20.

dieser Eigenschaft unfähig […], irgendeinen Beitrag in Entwicklungsangelegenheiten zu bieten«.[190]

Alexandre Kum'a N'dumbe III., ein Kameruner Prinz und Politikwissenschaftler, führte wiederum die Probleme zwischen Entwicklungsexperten und Afrikanern auf die aus dem Kolonialismus nachwirkenden Spannungen und das daraus gestörte Vertrauensverhältnis zurück. Er schrieb:

»Der Weiße sagt zu dir: ›Ich liebe die Schwarzen‹, er meint damit, er sei nicht so wie die anderen. Er will deine Zähne sehen, deine schönen weißen Zähne, dein Lächeln. Er will dein Vertrauen gewinnen. Er will nicht, daß du ihn verdächtigst. Nur, er ist trotz allem ein Weißer. Seine Haut entspricht einem System. Weil er weiß ist, sagt er dir, daß er dich liebt. Er fragt dich nicht, ob auch du ihn liebst. Der Weiße sagt dir, daß er dich liebt, weil er Furcht hat, schreckliche Furcht vor deinem Haß. Er weiß, daß du tausendfachen Grund hast, ihn nicht zu lieben. Daher fragt er dich nie: ›Liebst du mich?‹«[191]

Kodjos und Kum'a N'dumbes Texte sind ganz exemplarisch für zahlreiche ähnliche Kommentare dieser Zeit. Sie zeigen, dass auch Perspektiven auf die Entwicklungshilfe und Solidarität und ihre deutschen Akteure, deren Autoren sich als afrikanisch, als indigen, sahen, von ganz ähnlich rassistischen Essentialismen ausgingen, wie sie in deutschen Texten vorkommen konnten. Vor dem Hintergrund der Afrikanisierungskampagnen in Staaten wie Togo, Kamerun und Tansania ist das nicht überraschend. Nach der Dekolonisierung gingen die Regierungen dort jeweils davon aus, dass man nicht lange die Macht behalten würde, wenn es nicht gelänge, eine »eigene« Administration zu errichten, was bedeutete, Ministerien und Behörden mit »eigenen Leuten« zu besetzen. Hiermit waren wiederum Afrikaner gemeint, die nach essentialistischen Kategorien von Nicht-Afrikanern geschieden wurden, wie familiäre, kulturelle Zugehörigkeit und Hautfarbe.[192]

Wenn man die Entwicklungshilfe und Solidarität als zwischen Deutschen und Afrikanern »verflochtene« Geschichte versteht, zeigt sich hier ein ganz zentrales Dilemma: Knotenpunkt dieser Verflechtung war das Unvermögen oder der Unwillen, Essentialismen, wie das Bestehen auf kulturellen, politischen oder körperlichen Unterschieden als Quasi-Gewissheiten, abzulegen.

VIII. Schluss

Zusammenfassend ist hervorzuheben: Über die deutsche Entwicklungshilfe und Solidarität für Afrika in den 1960er- und 1970er-Jahren zu schreiben, bedeutet mehr als deutsch-deutschen Konkurrenzen, Machtasymmetrien oder Mechanismen der ungebrochen arbeitenden »Entwicklungsmaschine« nachzugehen.

Wenn man die jeweils beteiligten Akteure als handelnde Subjekte ernst nimmt, dann zeigt sich: Praktikern vor Ort wurde von Seiten der deutschen und afrikanischen Regierungen und Vertretern ihrer Entwicklungs- und Solidaritätsinstitutionen eine überaus große Bedeutung beigemessen. Sie wurden sorgsam ausgewählt, ausgebildet und immer wieder »im Feld« ihrer Tätigkeit bewertet.

Wenngleich die entwicklungspolitischen Konzepte ganz dezidiert als postkolonialistisch und damit nicht-rassistisch verstanden wurden, stand das Wissen, mit dem Deutsche in den 1960er- und 1970er-Jahren vor ihrer Entsendung in »schwarzafrikanische« Entwicklungsprojekte ausgestattet wurden, in unmittelbarer Tradition des Kolonialismus und

190 Ebd.

191 *Alexandre Kum'a N'dumbe III.,* Die Flucht des jungen Matlala [1976], in: Erkundungen. 27 afrikanische Erzähler, Berlin (Ost) 1978, S. 104–118, hier: S. 110.

192 Zur Afrikanisierung Tansanias beispielsweise: *Eckert,* S. 231–242.

bisweilen auch des Nationalsozialismus. Landeskunden, Schriften zur Tropenhygiene, Verhaltensanweisungen gegenüber *den* Afrikanern sowie Erörterungen über die kulturelle Andersartigkeit sowie deren hemmende Wirkung auf das Gelingen der Entwicklung, changierten zwischen mehr oder weniger deutlichen physischen, psychischen, kulturellen und sozialen Rassismen. Auch unter der Chiffre der Zusammenarbeit wurde die Überlegenheit des eigenen »Wesens« und Entwicklungsweges hervorgehoben.

Dieses Wissen wurde allerdings nicht unbedingt vor Ort umgesetzt. Ähnlich verhielt es sich mit entwicklungspolitischen Leitlinien und Konzepten. Ganz im Gegenteil gab es sehr häufig Differenzen und Konflikte zwischen Regierungen, Institutionen und Akteuren vor Ort. Ganz zentrale Reibungspunkte waren die Gewalttätigkeit, der blanke Chauvinismus und Rassismus mancher Experten – Verhaltensweisen, die unbenommen des konzeptionellen Wandels der Entwicklungspraktiken vom physischen zum kulturell-gesellschaftlichen »Othering«, der kontinuierlichen Herausstellung von »Andersartigkeit«, auf körperliche Rassismen rekurrierten. Gewalt, Arroganz und ein paternalistischer Habitus afrikanischer *Counterparts* boten auch Konfliktstoff mit den Institutionen und Entwicklungsplanern in Togo, Kamerun oder Tansania.

Deutsche Entwicklungshelfer und Mitglieder von Solidaritätsbrigaden verhielten sich aber auch kritisch zur Entwicklungspolitik ihrer jeweiligen Regierung und – in den Augen ihrer Tutoren – nicht ausreichend diszipliniert, sondern häufig unmoralisch und unkollegial. Aufzeichnungen in Berichten weisen zudem darauf hin, dass einzelne Praktiker grundlegende Zweifel am Sinn ihrer Tätigkeit hegten, Selbstkritik übten und sich ein ständiges Scheitern attestierten. Die Behörden der afrikanischen Empfängerstaaten sahen dieses Versagen auf Seiten der Entwicklungshelfer und Brigademitglieder allem Anschein nach nicht. Es fielen kaum kritische Äußerungen, während »weiße« Entwicklungsexperten – nicht zuletzt aufgrund ihrer häufigen rassistischen Ausfälle – immer wieder äußerst kritisch gesehen wurden.

Sieht man die Geschichte von Entwicklungshilfe und Solidarität im Zeitraum 1955–1975 als zwischen Deutschen und Afrikanern verflochtene, gemeinsame Sache an, und will man sie in die Geschichte der Dekolonisierung einordnen, so ist festzuhalten: Trotz aller Reflexionen und Vielschichtigkeiten war das Phänomen »in Afrika helfen« stark von kolonialen Erfahrungen, von physischen, kulturellen und gesellschaftlichen Vorbehalten und Rassismen geprägt. Die Utopien des Fortschritts und der Entwicklung brauchten anscheinend gerade in den Versuchen ihrer Umsetzung Strukturen der Abgrenzung und Herabsetzung. Die Akteure aus der Bundesrepublik, der DDR, Tansania/Sansibar, Togo oder Kamerun demonstrierten letztendlich doch immer wieder einen Glauben an die Wohltätigkeit der Hilfe in Afrika. Bei aller (Selbst-)Kritik und allen Zweifeln klangen häufig Bekenntnisse zu Kunstdünger, Mähdreschern, Röntgenmaschinen oder Rechenschiebern durch. Zur Entwicklung und »Selbsthilfe« müsse erzogen werden, so liest man öfters. Damit zeigt die Perspektive dieses Aufsatzes auf die deutschen Akteure von Entwicklungshilfe und Solidarität in Afrika und deren Einschätzungen von afrikanischer Seite: Die miteinander verflochtenen deutsch-afrikanischen Reflexionen, Erfahrungen und Aushandlungen von tagtäglichen Entwicklungspraktiken trafen sich trotz aller kritischen Unstimmigkeit über die Art und Weise der Umsetzung in der gemeinsamen Vision einer zielgerichteten, fortschreitenden Entwicklung Afrikas zu Wohlstand und Fortschritt nach europäischem Maßstab.